



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Kindliche Alltagserfahrungen im Industriezeitalter in Österreich“

Ein soziologischer Vergleich der Gesellschaftsschichten

Verfasserin

Karin Cornelia Kurzreiter

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie

Wien, 2008

Studienkennzahl lt.
Studienblatt:

A 313 333

Studienrichtung lt.
Studienblatt:

Lehramtsstudium, 1. Studienrichtung Geschichte

Betreuerin:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller

Eidesstattliche Erklärung:

Ich erkläre, dass ich die vorliegende Arbeit
selbstständig, ohne fremde Hilfe verfasst und
keine anderen außer den angegebenen
Mitteln verwendet habe.

Vorwort

Im Laufe meines Studiums hat sich mein besonderes Interesse an der Alltagsgeschichte, der „Geschichte von unten“, gezeigt. Aus diesem Grund habe ich das Thema „Kindliche Alltagserfahrungen in Österreich“ gewählt. Ich habe mich intensiv mit der Thematik beschäftigt, vor allem sehr viele autobiografische Aufzeichnungen gelesen und versucht, diese in die Arbeit einzubinden.

Zur Vereinfachung habe ich in dieser Arbeit auf eine geschlechtsneutrale Form verzichtet, was aber keine Abwertung der weiblichen Form sein soll.

Zum Schluss möchte ich mich bei den Menschen bedanken, die mir bei der Entstehung dieser Arbeit behilflich gewesen sind.

Besonderer Dank gilt Frau Ao. Univ.-Prof. Dr. Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, die mich bei der Ausarbeitung betreut hat.

Aufrichtiger Dank an meine Eltern und an Wilfried, welche sehr viel Verständnis für mein Studium aufgebracht und mich dabei begleitet haben.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung.....	6
2. Begriff „Kindheit“	9
2.1. Wortherkunft, Bedeutung und Kritik.....	13
3. „Kinder sollen Kinder sein“ - Die Entdeckung des Kindes	19
4. Idealisierung der Kindheit	20
5. Begriff „Alltag“	22
6. Autobiografien	24
6.1. Verwendete Autobiografien und die Autoren	30
7. Kindheit in den verschiedenen sozialen Milieus	31
7.1. Aristokratische Kindheit	32
7.2. Bürgerliche Kindheit	36
7.2.1. Vater und Mutter im Bürgertum	39
7.3. Arbeiterkindheit	45
7.3.1. Heimarbeiterkindheit	48
7.3.2. Handwerkerkindheit	50
7.3.3. Fabrikarbeiterkindheit.....	51
7.3.4. Häuslerkindheit	52
7.4. Bäuerliche Kindheit	53
8. Der Alltag des Kindes	58
8.1. Erziehung und Bildung	58
8.1.1. Erziehung und Bildung im Bürgertum.....	60
8.1.2. Erziehung und Gewalt.....	63
8.1.3. Schule	65
8.2. Kinderarbeit.....	66
8.3. Wohnen.....	73
8.3.1. Wohnen in adeligen Familien	74
8.3.2. Wohnen in bürgerlichen Familien.....	75
8.3.3. Wohnen in der Arbeiterschicht und im Bauerntum	77
8.3.4. Kinderzimmer	82
8.3.5. Kein Kinderzimmer in der Arbeiterschicht und im Bauerntum	88
8.3.6. Funktionen des Kinderzimmers.....	89
8.3.7. Kindermöbel	91

8.4.	Kinderkleidung	95
8.4.1.	Aristokratische Kinderkleidung	98
8.4.2.	Bürgerliche Kinderkleidung	99
8.4.3.	Kleidung der Arbeiterkinder	106
8.4.4.	Ländliche Kinderkleidung - Tracht	110
8.5.	Kinderspielzeug	114
8.5.1.	Spielzeug im Bürgertum	116
8.5.2.	Spielzeug in der Arbeiterschicht und im Bauernstand	119
8.5.3.	Exkurs: Verlag Trentsensky „Mandelbögen“	123
8.6.	Kinderliteratur	124
8.6.1.	Kinderbücher	126
8.6.2.	Kinderlieder	129
8.7.	Feste in der Wahrnehmung der Kinder anhand von Weihnachten ...	130
8.7.1.	Weihnachten in bürgerlichen Familien	130
8.7.2.	Weihnachten in Arbeiter- und bäuerlichen Familien	132
8.8.	Kinderferien	137
8.8.1.	Sommerfrische in bürgerlichen Familien	137
8.8.2.	Keine Ferien in Arbeiterfamilien und im Bauernstand	139
8.9.	Exkurs: Hygiene	139
8.9.1.	Medizinische Versorgung	145
9.	Zusammenfassung	149
10.	Bibliografie	152
10.1.	Quellen	152
10.2.	Sekundärliteratur	155

1. Einleitung

Die Lebensumstände des einfachen Volkes mittels autobiografischen Aufzeichnungen zu erforschen, waren Beweggründe für die Beschäftigung mit der kindlichen Alltagsgeschichte im Rahmen dieser Arbeit. Ich habe versucht, die „Geschichte von unten“, mittels Autobiografien und wissenschaftlicher Literatur zu analysieren und zu vergleichen.

Als Quellen verwendete ich hauptsächlich Autobiografien, da sie die Lebensumstände, Probleme und Empfindungen der jeweiligen Zeitepoche am besten widerspiegeln. Außerdem bin ich der Meinung, dass persönliche Erzählungen die Vergangenheit viel lebendiger darstellen können. Anhand von Quellen und der Sekundärliteratur zu der Thematik möchte ich eine umfassende Darstellung der kindlichen Alltagserfahrungen im Industriezeitalter aufzeigen.

Geographisch gesehen habe ich den Schwerpunkt auf den ostösterreichischen Raum rund um Wien gesetzt, da man hier die Veränderungen im Alltag deutlicher aufzeigen kann als etwa in Tirol oder Vorarlberg. Dennoch fließen auch teilweise Quellen aus anderen Regionen und Ländern mit ein.

Im ersten Teil der Arbeit beschäftige ich mich mit der Begriffserklärung von Kindheit, Alltag, Autobiografien, aber auch mit ihrer kritischen Auseinandersetzung in der Forschung. Seit wann ist die „Kindheit“ Gegenstand von wissenschaftlichen Untersuchungen, wie wird Alltagsgeschichte, oder auch „Oral History“ in der Geschichtswissenschaft behandelt? Was bedeuten Autobiografien für die Wissenschaft, welchen Wert haben diese Quellen in der Forschung? Sehr wichtig erschien es mir auch, die Probleme von autobiografischen Quellen aufzuzeigen, ihre kritische Interpretation und Auslegung, aber auch wie bedeutend sie für die

Geschichtswissenschaft sind. Als Grundlage für den weiteren Vergleich der Gesellschaftsschichten habe ich einen umfassenden Abriss der Adelsschicht, des Bürgertums, der Arbeiterschicht und des Bauernstandes in der Zeit dargelegt.

In weiterer Folge war es mein Anliegen, auf die zu betrachtenden Aspekte des Kinderalltags einzugehen. Zu Beginn komme ich kurz auf die Erziehung zu sprechen, auch in Verbindung mit Gewalt als Erziehungsmittel. Weiters möchte ich aufzeigen, welchen Stellenwert die Kinderarbeit in der Kindheit der unteren Schichten einnimmt, beziehungsweise wie selbstverständlich die Arbeit im Kinderalltag war.

Ein wichtiger Punkt in Bezug auf das Alltagsleben ist natürlich die Wohnsituation in den verschiedenen Gesellschaftsschichten, von der Wohnungsnot in den unteren, bis zur Bildung der bürgerlichen Idylle in den oberen Schichten. Inwieweit stimmen die autobiografischen Aufzeichnungen mit dem Klischee überein? Die Entwicklung und Einführung eines Kinderzimmers mit kindgerechten Möbeln erschien mir hier relevant zu untersuchen. Welche Familien hatten eigene Räume für ihre Kinder, wo sich diese aufhalten und spielen durften?

Danach habe ich mich mit der Kleidung der Kinder als Ausdruck ihrer sozialen Stellung befasst. Welche Veränderungen lassen sich im Laufe der Zeit in der Gesellschaft erkennen? Natürlich ist auch das Spielzeug, soweit eines vorhanden war, einer genaueren Betrachtung wert. Je nach Wohlstand der Familien gab es Spielzeug, Kinderbücher, und weitere „kindgerechte“ Ausstattung. Hier habe ich den Schwerpunkt auf österreichische Erzeugnisse und Firmen gelegt.

Zum Abschluss befasste ich mich noch mit der Wahrnehmung von Weihnachten als exemplarisches Beispiel für ein Fest im Alltagsleben der Kinder. Welche gravierenden Unterschiede können wir hier vor allem zwischen der Ober- und der Unterschicht erkennen?

Untermauert durch die Erzählungen von bekannten und weniger bekannten Autoren, war es mein Ziel, die Entwicklungen und Unterschiede in den verschiedenen Lebenssituationen aufzuzeigen.

Die meisten hier verwendeten Autobiografien stammen aus dem Dokumentationsarchiv von Prof. Dr. Mitterauer am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien. Ein Auswahlkriterium für die hier abgedruckten Passagen war die Zeitspanne der „Kindheit“. Ich habe versucht, hauptsächlich Aufzeichnungen zu verwenden, in denen die Autobiografen nicht älter als vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sind. Mit dem Ende der Schulpflicht war die Kindheitsphase meistens vorbei und dieses Alter bedeutete oft eine Zäsur im ihrem Leben.

Der zeitliche Rahmen spannt sich vom 19. Jahrhundert bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Meine Intention war es, Erzählungen aus Kriegstagen, in denen die Wirtschaft und das Leben allgemein schwieriger waren, auszuklammern, da ich das „normale“ Alltagsleben untersuchen wollte.

Das Thema ist wirklich sehr spannend, aber auch sehr umfassend. Aus diesem Grund habe ich auch lange mit der Entscheidung gerungen, ob ich das Thema genauer eingrenzen, und nur einen Teil untersuchen soll. Andererseits wollte ich einen Gesamtüberblick über den Kinderalltag in den verschiedenen Gesellschaftsschichten erarbeiten. Ich habe dann letztendlich einige Aspekte weggelassen, wie das Thema Schule, welches sehr umfassend gewesen wäre. Weiters wäre noch das Verhältnis der Kinder zu den Geschwistern und Freunden genauer zu betrachten, ebenso wie alle religiösen und weltlichen Feste im Laufe eines Jahres.

Es gäbe natürlich noch weitere relevante Aspekte des Kinderalltags, einige habe ich versucht hier aufzuzeigen. Die umfassenden Themenbereiche in dieser Arbeit konnten somit nur ansatzweise untersucht werden, interessant wäre eine weiterführende Forschung zum Thema Kindliche Alltagserfahrungen.

2. Begriff „Kindheit“

Die kindliche Sozialisation erfolgte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein einfach durch das Mitleben im elterlichen oder in einem fremden Haushalt. Dieser bildete sozusagen die Erziehungslandschaft für die Heranwachsenden. Die damalige kindliche Lebenswelt, vor allem in den Unterschichten, unterschied sich wesentlich von der heutigen Kindheit, denn die Kinder wurden schon frühzeitig zu verschiedenen Arbeiten herangezogen.

Eine wesentliche Zäsur in der „Geschichte der Kindheit“ stellte die allgemeine Schulpflicht dar, wodurch Kinder ab einem bestimmten Alter verpflichtet waren, am Unterricht teilzunehmen. Der verbindlich gewordene Schulbesuch für die Kinder hängt wesentlich mit dem Verständnis und der Herausbildung einer bestimmten Phase im Leben des Menschen zusammen.¹

Mit dem verbindlich gewordenen Schulbesuch stieg auch gleichzeitig das Interesse der Theologen, Mediziner und Pädagogen über die richtige Erziehung der Kinder, sowohl in körperlicher, wie auch in geistiger und seelischer Hinsicht. Es zeigte sich verstärkte Aufmerksamkeit und Diskussionsbereitschaft, vor allem ab dem 18. und besonders im 19. Jahrhundert erschien eine breite Palette von Publikationen über die Kindheit.²

Um diese Zeit begann sich zuerst in den Kreisen des Bildungs- und Besitzbürgertums eine Trennung von Erwerbs- und Familienleben durchzusetzen. Der Vater war in seiner Funktion als Ernährer der Familie tagsüber außer Haus, die Mutter versorgte den Haushalt und war für die Erziehung der Kinder zuständig. Nachdem die Mitarbeit von Kindern in den vermögenden Kreisen nicht mehr notwendig war, wurden sie von jeglicher Erwerbsarbeit freigestellt. Damit konstituierte sich die Phase der Kindheit als eigene Lebensphase.³

¹ Horst Rabe, Die Entdeckung der Kindheit. (Konstanz 1980)

² Vgl. Sabine Schwabl, Das Kinderzimmer im Kontext familiären Wohnens (Wien 1994). 6.

³ Vgl. Peter Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ Arbeiterkind in Stadt und Land. (Wien 1998) 13f.

„Die Pädagogisierung beschränkte sich aber nicht nur auf die Kindheit, sondern stellte insgesamt neue Leitvorstellungen des Familienlebens auf. Eine wesentliche Erscheinung dabei war, daß immer mehr das Individuum selbst in den Vordergrund gestellt wurde. Das Kind wurde nicht als unmündiges Objekt nach Idealvorstellungen geformt, sondern es begann sich nach und nach die Idee durchzusetzen, daß Erziehung auch die individuellen Möglichkeiten des Kindes zu entfalten habe.“⁴

In diesem Zusammenhang sei ein Zitat aus einem Werk erwähnt, dass sich mit diesen Zielen beschäftigt, nämlich in Paragraph 4 von Gotthold Ephraim Lessings „Die Erziehung des Menschengeschlechts“.

„Erziehung giebt dem Menschen nicht, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.“⁵

Die Pädagogisierungskampagne mit den neuen Kindererziehungsmethoden, hat sich vor allem an das Bürgertum gewandt, woraufhin in weiterer Folge das Bürgertum auch das Vorbild für die Erziehung der Kinder und auch für das entstehende Familienbild wurde. Man darf aber keineswegs davon ausgehen, dass sich die Kinder ab dem Zeitpunkt der vermehrten pädagogischen Beschäftigung mit diesem Lebensabschnitt, individuell entwickeln durften, unabhängig von der gesellschaftlichen Zugehörigkeit. Die Kinder des Bürgertums wurden weiterhin so erzogen, wie es ihren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entsprach und so wurde eine „pädagogische Provinz“ geschaffen, die aus Familienleben, Unterricht und schulischen Institutionen bestand.⁶

⁴ Schwabl, Kinderzimmer. 7.

⁵ Gotthold Ephraim Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Sämtliche Schriften Bd. 13. (...1897) 416.

⁶ Vgl. Jürgen Schlumbohm, Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden 1700-1850 (München 1983) 19.

Die Pädagogen vertraten nun die Meinung, die Erziehung sollte vermehrt von den Eltern übernommen werden, denn wenn sie sie nicht selbst erziehen, so überlassen sie die Kinder zumeist fremden, und damit ungeeigneten Personen. Langer-Ostrowsky kommt zu dem Ergebnis, dass

„sich dadurch auch das Bürgertum bewusst gegen den Adel auf der einen Seite abgrenzte, dessen Kinder von professionellen Erziehern erzogen und unterrichtet wurden. Andererseits erfolgte dadurch auch eine Abgrenzung zu den unteren Schichten, denn Ammen und Kindermädchen stammten zumeist aus niedrigeren Sozialschichten, und dies hätte verderblichen moralischen und sittlichen Einfluß in die Kinderstuben des Bürgertums bringen können.“⁷

Die veränderte Einstellung in der Erziehung wirkte sich aber auch dahingehend aus, dass eine größere Distanz zwischen Erwachsenen und Kindern notwendig wurde. Man gebot zwar, die Kinder zu lieben, diese Liebe sollte sich aber nicht in Verhätschelung ausdrücken, sondern es sollte respektvolle Distanz zu der Welt der Erwachsenen geschaffen werden. Diese Distanzierung ist auch räumlich zu verstehen, die Kinder sollten nicht mehr im gleichen Bett oder Zimmer mit den Eltern schlafen. Bereits im 18. Jahrhundert wurde von den Ärzten und Hebammen die Gewohnheit der Eltern, ihre Kinder im Ehebett schlafen zu lassen, verdammt. Gründe dafür waren, dass die Kinder durch die Berührungen Schaden nehmen könnten, die Krankheitsansteckung, und dass die Kinder frühzeitig mit Sexualität in Kontakt kommen könnten.⁸

Das neunzehnte Jahrhundert war ein Jahrhundert tief greifender Veränderungen im wirtschaftlichen und sozialen Gefüge. Die industrielle Revolution betraf in ihren Auswirkungen sämtliche Lebensbereiche – sie veränderte die Wirtschaftsstruktur und das Arbeitsleben ebenso wie die Kulturlandschaft und das Familienleben.

⁷ Gertrude *Langer-Ostrowsky*, Erziehung. In: Elisabeth *Vavra* (Hg.), Familie. Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316 (Horn 1993) 155.

⁸ Vgl. *Schwabl*, Kinderzimmer. 9f.

Schon seit längerer Zeit beschäftigt sich die Geschichtswissenschaft mit der Kindheit, jedoch wurde ihr noch nie soviel Bedeutung zugemessen wie in der Gegenwart. Den ersten Anstoß zur Diskussion hat vor allem Philipp Ariès mit seinem Werk „Geschichte der Kindheit“⁹ im Jahr 1975 gegeben, welches noch immer große Bedeutung hat. Ariès hat in seiner Studie auf anschauliche Weise gezeigt, dass sich die Kindheit als spezifisches Lebensalter erst im Laufe der Neuzeit sukzessive entwickelt hat, gefördert durch die Herausbildung der Kernfamilie, durch die staatliche Institutionalisierung des Schulunterrichts und durch die schrittweise Trennung von privater Wohnwelt und außerhäuslicher Arbeitswelt. Davor ging das Kleinkind, sobald es selbstständig laufen und sprechen konnte, unmittelbar in die Welt der Erwachsenen über.

Seiner Meinung nach ist der Begriff „Kindheit“ erst im 16. Jahrhundert entdeckt worden, vorher hat es keine Unterscheidung zwischen dem „heranwachsenden“ und „erwachsenen“ Menschen gegeben.¹⁰ Diese These ist aber sehr umstritten, Klaus Arnold, Lloyd de Mause, Linda Pollock und andere haben sich eingehend damit befasst und ihre Ansichten dargelegt.¹¹ Ich möchte später auf die verschiedenen Meinungen näher eingehen.

Dass die Kindheit keine anthropologische Konstante darstellt, sondern geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist, wird seitdem von einer Vielzahl von Forschungen belegt. Dabei sind die Fragen, inwieweit frühere Kindheiten sich vom heutigen Kindsein unterscheiden, welche Ursachen dieser Wandel hatte, welche Konsequenzen für die Kinder daraus resultierten und wie diese Entwicklung zu bewerten sei, von unterschiedlichen theoretischen Positionen her beleuchtet worden.

Das soziale Umfeld eines Kindes ist für seine Entwicklung von großer Bedeutung. Arbeiterkinder hatten niemals die Möglichkeit „Kind sein“ so

⁹ Philipp Ariès, *Geschichte der Kindheit* (München, Wien 1975). (*L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime*. Übersetzt: *Das Kind und das Familienleben unter dem Ancien Régime* – worunter das absolutistische Herrschaftssystem in Frankreich vom 16. Jahrhundert bis zur Revolution von 1789 verstanden wird.) 15.

¹⁰ Vgl. Ariès, *Geschichte der Kindheit* (1975).

¹¹ Vgl. Lutz Roth, Susanne Renftle, Ulrich Herrmann (Hg.), *Bibliografie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie* (München 1980).

zu erleben wie Kinder der oberen gesellschaftlichen Schichten. Bei der Beschäftigung mit der „Geschichte der Kindheit“ ist immer die Veränderung und Entwicklung im sozialen Rahmen zu beachten und nicht nur der Einstellungswandel dem Kind gegenüber.

Für die zurückliegenden Jahrhunderte gilt dies noch in verstärktem Maße, da die sozialen Bindungen und die durch die ständische Gliederung der Gesellschaft zurückgewiesene Standortbestimmung noch größere Gegensätze schuf, die es nicht erlauben, von einer einheitlichen sozialen Existenz der Kinder auszugehen. Kindheit „an sich“ hat es nie gegeben.¹²

Die Thematisierung und Erforschung des Alltagslebens, durch Diskurse, aber auch durch die Beschäftigung mit den unterschiedlichen Lebenswelten, bietet mehrere Gesichtspunkte. Einerseits wird eine Aufklärung von Mythen, Klischees und Mystifikationen ermöglicht, die eine „richtige“ Wahrnehmung vergangener Wirklichkeit verstellen.

Entgegen landläufigen Vorstellungen oder hartnäckigen Klischees stellt nämlich die Alltagswelt des Wiener – wie auch des österreichischen und deutschen – Bürgertums ein weithin unbekanntes Kapitel sozialhistorischer Forschung dar.¹³

2.1. Wortherkunft, Bedeutung und Kritik

Philipp Ariès ist der Meinung, der Begriff „Kindheit“ existiert erst seit dem 16. bzw. frühen 17. Jahrhundert, vorher gab es keine Einteilung der Lebensalter, der Abschnitte im Leben des Menschen. Ungefähre Altersangaben wie folgt unterstützen seine Meinung, „Sie mag fünfzehn Jahre alt sein oder auch zwei Jahre jünger oder älter, jedenfalls ist sie gerade so lang wie eine Lanze und frisch wie ein Aprilmorgen.“¹⁴ Es handelt sich hier um den Vater, einem Mann aus dem Volk, der das

¹² Vgl. Margarete *Flecken*, Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung ihrer Arbeitswelt (1981) 8.

¹³ Vgl. Hannes *Stekl*, „Sei es wie es wolle, es war doch so schön“. Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. In: Hubert Ch. *Ehalt*, Gernot *Heiß*, Hannes *Stekl*, Glückliche ist, wer vergisst...? Das andere Wien um 1900 (Wien 1986) 15.

¹⁴ Ariès, Geschichte der Kindheit. 72.

genaue Alter seiner eigenen Tochter nicht wusste. Diese Art der Altersangabe genügte anscheinend in einer nicht technisierten Gesellschaft im Gegensatz zu heute.

Nach Ariès ist Franz I. der Auslöser für das Aufzeichnen von Geburtsdaten, indem er die Pfarrer dazu verpflichtete, Geburten in die Gemeinderegister einzutragen. Jedoch dauerte es bis ins 18. Jahrhundert, bis die Register mit dem Bewusstsein der Genauigkeit geführt wurden.

„Die persönliche Bedeutung der Kenntnis des Alters mußte sich im Leben in dem Maße bestätigen, wie die religiösen und staatlichen Reformer sie in Dokumenten zum Tragen brachten. Diese neue Sitte der Altersangabe bürgerte sich dabei zuerst in den gebildeten Schichten der Gesellschaft ein, und das heißt im 16. Jahrhundert: bei jenen, die die Kollegs durchliefen. In den Lebensbeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts [...] kommt es häufig vor, daß am Anfang des Berichtes das Alter oder Geburtsdatum und –ort des Erzählers mitgeteilt werden.“¹⁵

Einerseits wird mit einer präzisen Übergengenauigkeit erzählt, „Ich bin auf diese Welt gekommen auf der Pfaffen Herrenfastnacht, eben als man zur Messe läutete.“, andererseits sind Altersangaben sehr ungewiss, wie in einem Gespräch zwischen zwei Schuljungen: „Wie alt sind Sie? – Dreizehn Jahre, so habe ich meine Mutter sagen hören.“¹⁶

Kindheit als eigenständige, von der Jugend oder dem Erwachsenenalter abgegrenzte Lebensphase hat sich erst in einem langandauernden Prozeß seit dem späten Mittelalter bis zur Gegenwart entwickelt und ausdifferenziert.¹⁷ Zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert hat sich die Kindheit nach und nach – und in verschiedenen Bevölkerungsschichten unterschiedlich rasch – als Lebensphase herausgebildet.

¹⁵ Ariès, Geschichte der Kindheit. 70.

¹⁶ Ariès, Geschichte der Kindheit. 73.

¹⁷ Vgl. Alois Ecker, Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Eine Annäherung. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde. 1/94, 3 14.

Im 17. Jahrhundert tritt eine Entwicklung ein, die dazu führt, dass der alte Sprachgebrauch sich in den abhängigsten sozialen Schichten weiter hält, während im Bürgertum ein anderer Sprachgebrauch aufkommt: das Wort „Kindheit“ wird auf seine moderne Bedeutung eingeschränkt. Der Grund, dass die Kindheit in der Umgangssprache eine so lange Dauer zugesprochen bekommt, ist nach Ariès darauf zurückzuführen, dass man biologischen Phänomenen im eigentlichen Sinne damals gleichgültig gegenüberstand: man wäre niemals auf die Idee gekommen, zwischen Kindheit und Pubertät zu unterscheiden, die Kindheitsvorstellung war mit der Vorstellung von Abhängigkeit verbunden. Aus der Kindheit trat man nur heraus, in dem man aus der Abhängigkeit oder doch wenigstens aus den niedrigsten Abhängigkeitsverhältnissen heraustrat. Deshalb dienen die die Kindheit betreffenden Wörter weiterhin dazu, in der gesprochenen Sprache gemeinhin Menschen niedrigen Standes zu bezeichnen, die in vollständiger Abhängigkeit verharren, so etwa Lakaien, Gesellen und Soldaten.¹⁸

Auffallend ist auch, dass es keinen eigenen Ausdruck für die Benennung von kleinen Kindern gab. Man sprach von jungen Kindern, konnte jedoch nicht unterscheiden, ob es sich um ein paar Wochen altes Baby oder um ein Schulkind handelte. Erst im 19. Jahrhundert wird aus dem Englischen das Wort Baby entnommen und für ein wenige Monate altes Kind verwendet.¹⁹

Es hat den Anschein als würde jeder Epoche ein bevorzugtes Alter und eine spezielle Einteilung des Lebens entsprechen. Dem Begriff der Jugend und den Veränderungen vom Jugendlichen zum Erwachsenen wurde erst im 17. Jahrhundert Beachtung geschenkt. Der Unterschied Kind – Erwachsener wurde erst im 19. Jahrhundert erkannt, und der Begriff der „Adoleszenz“ wurde erst in unserem Jahrhundert entwickelt.²⁰

¹⁸ Vgl. Ariès, Kindheit. 83.

¹⁹ Vgl. Ariès, Kindheit. 86.

²⁰ Vgl. Michaela Rebel, Arbeiterkindheit im Zeitalter der Industriellen Revolution im deutschsprachigen Raum 1830-1870 (Wien 1994) 15.

„In den Epochen mit niedriger Lebenserwartung spielt die Vorstellung von einer bevorzugten Altersstufe eine noch größere Rolle als in unseren Epochen mit hoher Lebenserwartung.“²¹

Da Philipp Ariès einer der ersten war, der sich mit der „Geschichte der Kindheit“ auseinandersetzte, war mir seine Meinung hier sehr wichtig. Er war aber weder Pädagoge noch Historiker, sondern Statistiker. Einige seiner Thesen sind kritisch betrachtet zu verwerfen, wie bereits oben erwähnt.

Einer der größten Fehler Ariès liegt darin, dass er meint, die Kindheit wurde „entdeckt“. Es gab keine Entdeckung der Kindheit. Der Historiker Klaus Arnold beweist in seinem Buch „Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance“²², in dem Familienchroniken, Krankengeschichten, Todesnachrichten und viele andere Quellen aufgearbeitet wurden, dass die Wissenschaft eine stufige Entwicklung im menschlichen Lebenslauf schon lange vor der Neuzeit kannte. Die Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen war demnach schon vor dem 16. Jahrhundert bekannt.

Ariès schreibt in der Einführung zur zweiten Auflage, dass er teilweise falsche Schlüsse gezogen hatte. Durch Nichtbeachtung und Unkenntnis mittelalterlicher Quellen glaubte er öfters einen Wandel im Verhalten und der Einstellung den Kindern gegenüber festzustellen, ohne dass es tatsächlich einen Wandel vom Mittelalter bis zur Renaissance gegeben hat.

Jan Hendrik van den Berg beschäftigte sich ebenfalls mit der Entwicklung des Kindes. In seinem Buch „Metabletica. Über die Wandlung des Menschen“²³, welches schon vor Ariès „Geschichte der

²¹ Ariès, Kindheit. 90.

²² Klaus Arnold, Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit. (Paderborn/München 1980).

²³ Jan Hendrik van den Berg, Metabletica. Über die Wandlung des Menschen. Grundlinien einer historischen Psychologie (1960).

Kindheit“ geschrieben wurde, übertrifft er diesen in der Präzision vieler Beobachtungen und der Prägnanz seiner Formulierungen. Klaus Arnold fasst die wesentliche Aussage von van den Berg zusammen:

„Was van den Berg in diesem Zusammenhang deutlich machen will, ist die Tatsache, daß das Kind erst zu Beginn des industriellen Zeitalters zum Kind gemacht wurde; wobei nicht das Kind und nicht die Erwachsenen anders wurden, sondern ihr Verhältnis zueinander. Verantwortlich hierfür wird ein Kontinuitätsbruch gemacht. Während früher die Gleichförmigkeit des Lebens über Generationen eine Kontinuität der Geschlechter garantierte, wird seit dem 18. Jahrhundert die Erwachsenenwelt durch ihren polyvalenten Pluralismus und ihre Komplexität für das Kind zunehmend unverständlich und zunehmend unsichtbar: „Unsere Erwachsenenheit hat eine solche Gestalt angenommen, daß das Kind kindlich sein muß...“²⁴

Van den Berg ist der Meinung, dass das Erwachsenwerden immer länger andauert, die Kinder entwickeln sich langsamer als früher. Früher gehörte das Kind einfach in die Gesellschaft dazu. Sie spielten zwischen den Erwachsenen auf der Straße, hatten ungehindert Zugang zu der Welt der Erwachsenen. Heutzutage sind die Kinder in Kindergärten und Schulen und verlieren so den Zugang zur Erwachsenenwelt bzw. müssen diesen Zugang neu finden.

„Als Ellen Key im Jahre 1901 ausrief, daß das Jahrhundert des Kindes ausgebrochen sei, hätten alle Kinder jauchzen können, daß endlich jemand da war, der sah, in was für einen traurigen Zustand das Kind und der Heranwachsende durch die Komplizierung der Erwachsenenheit geraten war, aber sie hätten ebenso gut in Tränen ausbrechen können über die Tatsache, daß das nötig war.“²⁵

So die Meinung von van den Berg in seinem Werk „Metabletica“. Ellen Key schrieb 1903 in ihrem Buch „das Jahrhundert des Kindes“, Kinder seien gleichsam reine und göttliche Wesen auf der Erde. „Die Zeit wird

²⁴ Arnold, Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance. 4.

²⁵ Van den Berg, Metabletica. 98.

kommen, in der das Kind als heilig angesehen wird, selbst wenn die Eltern mit profanen Gefühlen dem Mysterium des Lebens genahnt sind“.²⁶

Ein weiterer Wissenschaftler, der sich mit der Geschichte der Kindheit beschäftigte, war der amerikanische Psychohistoriker Lloyd de Mause. Er meint in seiner Publikation „Hört ihr die Kinder weinen“, dass

„die Geschichte der Kindheit ein Alptraum ist, aus dem wir gerade erst erwachsen. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto unzureichender wird die Pflege der Kinder, die Fürsorge für sie, und desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß Kinder getötet, ausgesetzt, geschlagen, gequält und sexuell missbraucht werden.“²⁷

Dazu Klaus Arnold: „Lloyd de Mause hat eine Theorie der Evolution der Eltern-Kind-Beziehung hin zur optimalen Fürsorge unserer Gegenwart entwickelt. Die naiv-bildungsoptimistische Voreingenommenheit dieser Evolutionstheorie wird jedoch schon durch einen Blick auf die reale Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft oder auch eine Statistik der bekannt gewordenen Kindesmißhandlungen entlarvt.“²⁸

Dieses Zitat von Arnold zur Theorie der Geschichte der Kindheit von Lloyd de Mause zeigt deutlich, wie umstritten dessen Meinung ist. Man könnte auch sagen, dass er übertreibt und vielleicht die heutige Situation unterbewertet.

Die vorliegenden Untersuchungen haben deutlich gemacht, dass ein scheinbar so selbstverständlicher Tatbestand wie die Kindheit das Ergebnis eines historischen Prozesses ist.

Ich schließe mich der Meinung von Michaela Rebel an, dass mit „Kindheit“ jener Freiraum gemeint ist, den eine Gesellschaft ihren physisch, psychisch und intellektuell noch nicht entwickelten Individuen einräumt, damit sie sich spielend und lernend, Erfahrungen sammelnd

²⁶ Vgl. Andreas Gestrich, *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert* (München 1999) 38.

²⁷ Lloyd de Mause, *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit* (Frankfurt am Main 1977) 12.

²⁸ Arnold, *Kind und Gesellschaft in Mittelalter und Renaissance*. 6.

auf die mitwirkende Rolle im jeweiligen sozialen Bezugsrahmen vorbereiten können.²⁹

3. „Kinder sollen Kinder sein“ - Die Entdeckung des Kindes

Im Jahr 1808 verfasste der Wiener Joseph Richter, bekannt als witziger und scharfzüngiger Verfechter für die Ideen der Aufklärung, ein unscheinbares und für heutige Begriffe eher langweiliges Theaterstück für Kinder.

„Das Resümee der Geschichte lautete: Die Kinder benehmen sich wie Erwachsene, geraten daher in manchmal fast lebensbedrohliche Situationen, so daß am Schluss der Appell an eine kindliche Seinsweise folgte: „Denn: Kinder sollen Kinder seyn“.“³⁰

Der Satiriker Richter nahm sich des neuen Themas „Kind“ an, mit dem Hinweis, dass das Kind eine eigene Identität besitzt, die mehr bedeutet als eine meist zehn oder sieben Jahre umfassende Durchgangsstufe im Leben des Menschen. Ein wesentlicher Punkt der Aufklärung fehlte aber bei Richter, nämlich der Glaube an die Allmacht der Erziehung. In einer gesamteuropäischen geistigen Strömung nahmen im 18. Jahrhundert – das mit Recht das „pädagogische Jahrhundert“ genannt wird – parallel mit der Entdeckung des Kindes auch die theoretischen Schriften über das Kind und seine Erziehung an Einfluss zu, so dass sich auch in diesem Bereich eine neue Epoche abzeichnete.³¹

Am Beginn stehen die großen pädagogischen Arbeiten von Jan Amos Komensky (Comenius). Er formulierte bereits im 17. Jahrhundert: „Um

²⁹ Vgl. *Rebel*, Arbeiterkindheit im Zeitalter der Industriellen Revolution. 8-9.

³⁰ Reingard Witzmann, „Denn: Kinder sollen Kinder seyn“, Die Entdeckung des Kindes. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 12.

³¹ Vgl. Witzmann, Die Entdeckung des Kindes. 12.

wirklich ein Mensch zu sein, muß der Mensch erzogen werden.“³²
Comenius meinte aber noch das Leben jenseits dieser Welt, während John Locke die „sittliche Persönlichkeit“ inmitten dieser Welt in den Mittelpunkt aller erzieherischen Bemühungen stellt.

Die Bildung des Verstandes, der Tüchtigkeit und der Anpassung werden nun von dem Kind gefordert, und der weitere Schritt dieser pädagogischen Überlegung war die Einführung der allgemeinen Unterrichtspflicht. Seither lässt sich bis heute jener Bildungsoptimismus verfolgen, der jedes Problem durch institutionalisierte Erziehung und Schule lösen möchte. Erziehung wurde im 18. Jahrhundert zunehmend zum Allheilmittel gegen alle gesellschaftlichen Widersprüche, einschließlich Armut und Verwahrlosung angesehen.³³

Die pädagogische Bewegung der Aufklärung stellte nun das Kind in den Mittelpunkt, denn die Kindheit wurde als die eigentliche Zeit der Formung des Menschen erkannt. Da aber das Kind kein kleiner Erwachsener mehr war, bedurfte es nun mehr Schutz und Erziehung, auch von der Seite des Staates.

Jedoch dauerte es noch sehr lange, bis das Kind auch in rechtlicher Hinsicht vollkommen gleichgestellt und anerkannt wurde. Erst 1989 wurde die „Konvention über die Rechte des Kindes“ von den Vereinten Nationen verabschiedet.

4. Idealisierung der Kindheit

„Kindheitserinnerungen neigen leicht zur Bildung von Stereotypen, die oft dem Klischee entsprechen, wie Kinder im Bürgertum, in der Arbeiterschicht oder auch auf dem Land aufgewachsen sind.“³⁴

³² Witzmann, Die Entdeckung des Kindes. 12.

³³ Witzmann, Die Entdeckung des Kindes. 12.

³⁴ Andrea Schnöller, Hannes Stekl, „Es war eine Welt der Geborgenheit...“. Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik. (Wien 1999) 23.

Bürgerliche Kindheitserinnerungen zeigen seit dem 19. Jahrhundert nostalgische und idealisierende Tendenzen. „Begriffe wie „Geborgenheit“, „Zuwendung“, „Obhut“ und „Liebe“ werden mit der bürgerlichen Kindheit ebenso identifiziert, wie „der tüchtige Vater“, „die liebende Mutter zu Hause“ und „das traute Familienleben“.“³⁵ Die Idealisierung der Kindheit ist freilich in erster Linie vor dem Hintergrund der Privatisierung der Familie zu sehen, die sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert innerhalb des Bürgertums vollzog. Dieser Prozess war das Ergebnis einer immer schärferen Trennung von Arbeitswelt und Reproduktionsbereich und der Rollenteilung zwischen Frau und Mann.³⁶ Der Lebensraum des Bürgerkindes war abgeschirmt vom Rest der Welt, die Familie bildete ein inneres „Nest“ der Geborgenheit und des Schutzes. Durch das von finanziellen Sorgen freie Leben und die Distanz zu anderen Bevölkerungsschichten wurde aber der Blick für soziale Probleme oder Konflikte in der Außenwelt verstellt. So schildert Christine Schleifer trotz Kriegssituation die idyllischen Erinnerungen an ihre Leben:

„Zu Kriegsausbruch war ich zwölf Jahre alt, und die nun kommende Zeit wurde immer ernster und schwerer. Die Lebensverhältnisse vor 1914 sehe ich heute anders, als ich sie damals erlebt habe, denn da fehlte mir der Blick für die sozialen Unterschiede. Wir hatten keinerlei materielle Sorgen, der Haushalt war tadellos geführt, alles ging seinen geordneten Gang, es waren Dienstleute da, der Vater hatte in Retz und Umgebung eine geachtete Stellung, einen schönen Beruf, gutes Einkommen. Und ebenso war es bei den Familien, in denen wir verkehrten.“³⁷

Durch widersprüchliche oder schlechte Erfahrungen im Verlauf des späteren Lebens wurde die Erinnerung an die eigene Kindheit umso stärker idealisiert und als Enklave von Glück und Geborgenheit gesehen. Doch nicht nur rückwärtsgewandtes Glücksverlangen prägte das Klischee der „goldenen Kindheit“.³⁸ Gerade in der Blütezeit der bürgerlichen Gesellschaft vermittelte neben der Schule das Elternhaus

³⁵ Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 24.

³⁶ Vgl. Ebd. 24.

³⁷ Christine Schleifer, Ich war ein scheues Kind. In: Andrea Schnöller, Hannes Stekl, Es war eine Welt der Geborgenheit...“ Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (Wien/Köln/Weimar 1999). 144.

³⁸ Vgl. Ebd. 25.

die ersten Kenntnisse und gesellschaftlich verbindliche Normen und auch die unbedingte Anerkennung von Autoritäten und Ehrfurcht vor den Eltern. Diese Gebote wurden derart verinnerlicht, dass sich die individuelle Perspektive stets „mit nachträglichen Harmonisierungen von Konflikten, Legitimation von Entscheidungen, Verdrängungen und Rationalisierungen“ durchsetzte.³⁹ Aber auch negativ besetzte Erfahrungen fanden teilweise in unterschiedlicher Offenheit und Ausführlichkeit Erwähnung.

5. Begriff „Alltag“

In den letzten Jahren ist das Interesse an der Alltagsgeschichte, an den Lebensverhältnissen der einfachen Leute, also der „Geschichte von unten“⁴⁰ gestiegen. Die Sozialgeschichte befasst sich immer mehr mit den „kleinen Leuten“, mit Menschen, die Geschichte nicht geschrieben aber erlebt haben.⁴¹ Diese Menschen der „unteren Klassen“ haben selten schriftliche Quellen wie Memoiren oder Dokumente hinterlassen, sodass sich die Geschichtsschreibung lange Zeit nicht damit beschäftigt hat.

Im Zentrum der neueren Alltagsgeschichte steht die Subjektivität von Lebenserfahrungen, die weg von einer anonymen Gesellschaftsanalyse eine subjektbezogene Lebensweltanalyse anstrebt.⁴²

„Im deutschsprachigen Raum ging die Forschungsentwicklung im Bereich der Alltagsgeschichte, die sich schwerpunktmäßig stets mit dem Leben der Arbeiter, mit der Kultur der „einfachen Leute“ in Stadt und Land befasste, von der Thematisierung gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen, [...] hin zur regionalen Fallstudie.[...] Für die Erforschung der Alltagsgeschichte der letzten sieben bis acht Jahrzehnte bietet die

³⁹ *Ebd.* 25.

⁴⁰ Vgl. Hubert Ch. *Ehalt* (Hg.), *Geschichte von unten: Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags* (Wien/Köln/Graz 1984).

⁴¹ Therese *Weber* (Hg.), *Häuslerkindheit. Autobiographische Erzählungen* (Wien/Köln/Graz 1984) 12.

⁴² Vgl. *Ehalt*, *Geschichte von unten*. 22.

„Oral History“ die Möglichkeit, durch Gesprächsbeziehungen mit Zeitzeugen an der Produktion der Quellen mitzuwirken.“⁴³

„Die Alltagsgeschichte leidet an einem Quellendefizit, denn über Familienleben, Arbeitswelt, Normen und Moralvorstellungen geben diese Quellen [Haushaltslisten, Personenstandslisten, Taufmatrikeln] keinen Aufschluß.“⁴⁴ Um dennoch ein Bild der Lebensumstände rekonstruieren zu können, muss man die Betroffenen selbst ihre Geschichte erzählen lassen. Schriftlich aufgezeichnete Lebenserinnerungen oder mündlich erzählte Alltagserfahrungen („Oral History“) sind wesentliche Quellen der Alltagsgeschichte. „Geschichte von unten“ soll soziale Prozesse und Strukturen aus der Sicht der betroffenen Individuen zeigen.⁴⁵

Hubert Ehalt zeigt zwei Hauptprobleme der Alltagsgeschichte auf. Einerseits die Unschärfe des Alltagsbegriffs. Was ist eigentlich „Nicht-Alltag“? Die Feiertage? Bürgerliche Lebenssphären im Gegensatz zum Arbeiterleben? Das Leben der Hochgestellten und Mächtigen im Gegensatz zum Leben der „einfachen Leute“? Das Berufsleben im Gegensatz zum Privatleben? Andererseits ist zu fragen, ob Alltagsgeschichte eine bloße Residualkategorie ohne eigenständigen Erklärungswert ist, mit deren Hilfe die Linien der „großen Geschichte“ im Detail anschaulich gemacht werden, oder ob sie ihre eigenständige strukturierende Dimension hat?⁴⁶

Der Begriff Alltag ist immer noch recht unspezifisch gebraucht, aber gerade dies sollte laut Ehalt nicht von seiner Verwendung abschrecken. Einerseits, um die sehr unterbelichteten Lebensbereiche zu erforschen, andererseits, um eine Diskussion voranzutreiben, die einen kritischen, präzisieren und konkreteren Gebrauch dieser Begriffe möglich macht.⁴⁷

⁴³ Ebd. 23.

⁴⁴ Weber, *Häuslerkindheit*. 13.

⁴⁵ Vgl. Ebd. 13.

⁴⁶ Vgl. Ehalt, *Geschichte von unten*. 25.

⁴⁷ Vgl. Ebd. 25.

6. Autobiografien

In Metzlers Literaturlexikon wird die Autobiografie als „literarische Darstellung des eigenen Lebens oder größerer Abschnitte daraus (Lebensbeschreibung, Lebenserinnerung)“⁴⁸ erklärt. Die Autobiographie ist die literarische Darstellung des eigenen Lebens aus der Rückschau, angesiedelt im Zwischenbereich von Realität und Fiktion. Sie zeichnet sich durch den hohen Erinnerungs- und Deutungsanteil des gelebten und beschriebenen Lebens aus.⁴⁹

„In meiner Absicht liegt es selbstverständlich, meine Erinnerungen völlig wahrheitsgetreu aufzuzeichnen, soweit die Wahrheit der Erinnerungen überhaupt in unserer Macht liegt [...] Innerhalb der Geständnisse, die man in seinen Denkwürdigkeiten zu machen pflegt, gibt es aber zweierlei Arten, wahr zu sein. Die eine: was man mitteilt, völlig rücksichtslos und präzise auszusprechen; die andere: überhaupt alles mitzuteilen, dessen man sich zu erinnern vermag. Es ist fraglich, ob die letztere überhaupt möglich ist.“⁵⁰

Hier versucht Arthur Schnitzler in seinen Jugenderinnerungen das Problem mit der „Wahrheit“ und der „Objektivität“ in der Erzählung seiner Lebensgeschichte zu erklären. Diese Schwierigkeit ist bei allen autobiografischen Aufzeichnungen gegeben, und muss bei der wissenschaftlichen Auswertung und Beurteilung immer beachtet werden. Die wissenschaftliche „Verwertung“ von Autobiographien stößt auf das Problem, dass Erinnerungen zurückliegende Ereignisse und Erlebnisse nicht exakt wiedergeben. Das hat mit dem menschlichen Gedächtnis zu tun: „In die Erinnerung drängt sich die Gegenwart ein, und der heutige Tag ist schon der letzte Tag der Vergangenheit.“⁵¹ Die eigene Kindheit zu beschreiben, ist schwer, für Literaten genauso wie für „Amateure“. Die Erinnerung ist trügerisch, oft wurde etwas verdrängt, es gibt Lücken, und man vergisst oft die eigenen schwachen Seiten. Wer sich erinnert

⁴⁸ Vgl. Günter/Irmgard Scheikle (Hg.), Metzlers Literaturlexikon. Begriffe und Definitionen (Stuttgart 1990) 34.

⁴⁹ Vgl. Petra Christine Breitfuss, Nur ans kann man net, den Wurschtl derschlagen – die Autobiographie der Uli P. (*1902 †1982). Perspektiven der weiblichen Autobiographieforschung (Wien 2005) 11.

⁵⁰ Arthur Schnitzler, Jugend in Wien. Eine Autobiographie. (Frankfurt/Main 1981) 317 f.

⁵¹ Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ 8.

und zu erzählen versucht, ist in erster Linie auf sein Gedächtnis angewiesen. Aber der Großteil, von dem, was die Menschen erlebt haben, wird vergessen. Der Vorgang des Erinnerns unterliegt Gesetzmäßigkeiten, die eine adäquate Reproduktion vergangenen Lebens grundsätzlich unmöglich machen.⁵²

Nicht zu vergessen, dass in Erinnerungen immer auch schicht- oder klassenspezifische Denk- und Wertmuster, Normen und Artikulationsformen mit einfließen. Durch die Selektivität des Erinnerns ist auch die nicht immer „richtige“ Darstellung der Lebensumstände und der Gesellschaftsbeschreibungen anhand von anderem Quellenmaterial oder von gesicherten Forschungsergebnissen zu überprüfen.

Aber auch wenn sich die Erinnerungen abschwächen oder verzerren, mögen die Autoren stets nur einen Teil der sozialen Wirklichkeit erfahren haben – ihre unverwechselbaren Erlebnisse besitzen wichtigen Informationswert für die Beschreibung von Kindheit in den verschiedenen Milieus.⁵³ Gerade über die Begebenheiten im Alltag, über die andere Quellengruppen nur unzureichend Auskunft geben, sind diese autobiografischen Aufzeichnungen sehr aussagekräftig. Lebensgeschichten sind einerseits persönliche Erinnerungen, angelehnt an den Lebenslauf, aber auch im politischen Geschehen der jeweiligen Zeit positioniert. Sie stellen demnach eine Mischung aus subjektiven Erinnerungen und Kommentaren dar. Die Sozialwissenschaft versucht mittels biografischer Aufzeichnungen ein Gesamtbild der jeweiligen gesellschaftlichen Lage und sozialen Verhältnisse darzustellen. Wobei aber immer der Aspekt der subjektiven Erinnerung beachtet werden muss – das heißt, es gibt keine richtige und endgültige Darstellung vergangener Epochen.

„Ein ganzes, gesamtes Leben kann nie erzählt werden, die Autobiographie ist nicht das genaue Abbild der Autorin, sondern vielmehr die subjektive Sicht der Autorin auf ihr eigenes Leben. Diese

⁵² Vgl. Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 11.

⁵³ Vgl. Ebd. 10.

Subjektivität ist bedingt durch Vergessen, Verdrängen und Wünschen, was die Erinnerung selbst beim größten Willen zu Objektivität beeinflusst. Trotzdem gilt die Autobiographie als eine Art Zeugenaussage.“⁵⁴

Viel diskutiert bleiben die Frage nach der „Wahrheit“ und „Objektivität“ von Lebensgeschichten, sowie die Frage nach dem Ablauf menschlicher Erinnerungsprozesse.⁵⁵ Der Autor von Lebensberichten sieht zum Zeitpunkt des Schreibens eine andere Bedeutung im Erlebten als zum Zeitpunkt des tatsächlichen Geschehens. „Die Wahrheit der Autobiographie ist immer nur eine Wahrheit für den Autor.“⁵⁶ Die Veränderungen des Erinnerten in Autobiografien können nur schwer festgestellt werden, da eine Vergleichsmöglichkeit mit den tatsächlichen Ereignissen kaum möglich ist. Petra Breitfuss hat sich in ihrer Arbeit genauer mit einer Biografie einer Autorin auseinandergesetzt und ist der Meinung:

„Die Autobiographie entspringt unserem Bedürfnis, uns auszudrücken, uns mitzuteilen. Es gibt unzählige Methoden, sich darzustellen und eine Autobiographie darf und soll die individuelle Form eines jeden Menschen annehmen um diesen zu repräsentieren, sie darf und soll den ganz persönlichen Stempel der Autorin tragen.“⁵⁷

Gerade bei Kindheitserinnerungen sind „Verfälschungen“ insofern zu berücksichtigen, da sie „nicht wie die bewußten Erinnerungen aus der Zeit der Reife, vom Erlebnis an fixiert und wiederholt, sondern erst in späterer Zeit, wenn die Kindheit schon vorüber ist, hervorgeholt werden, dabei verändert, verfälscht, in den Dienst späterer Tendenzen gestellt, so daß sie sich ganz allgemein von Phantasien nicht strenge scheiden lassen.“⁵⁸

⁵⁴ Breitfuss, Nur ans kann man et, den Wurschtl derschlag. 81.

⁵⁵ Vgl. Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 9.

⁵⁶ Sigrid März, „Bürgerliche Lebenswelten“ dargestellt an Hand einer Autobiographie von Dr. Friedrich Pernitza (Wien 1993) 9.

⁵⁷ Breitfuss, Nur ans kann man net, den Wurschtl derschlag. 15.

⁵⁸ Joachim Kronsbein, Autobiographisches Erzählen. Die narrativen Strukturen der Autobiographie (München 1984) 95.

Die moderne Entwicklungspsychologie hat durch Befragungen ermittelt, dass die frühesten bewussten Erinnerungen eines Erwachsenen aus dem 4. Lebensjahr und der Zeit danach stammen.⁵⁹ Friedrich Pernitza hat in seinen Aufzeichnungen öfters angemerkt, dass er sich nicht sicher ist, ob diese Erinnerungen wirklich seine „eigenen“ sind, oder ob sie aus erzählten Erinnerungen stammen.⁶⁰ Das ist wirklich eine spannende Frage – inwieweit erzählte Erinnerungen mit den eigenen übereinstimmen? Verinnerlicht man diese erzählten Erinnerungen vielleicht bis zu einem gewissen Punkt, an dem man meinen könnte, es handle sich tatsächlich um die eigenen bewussten Erlebnisse? Interessant ist, dass „sich das alternde Gedächtnis an jüngere Ereignisse schlechter erinnert als an alte, in jüngeren Jahren erlebte.“⁶¹ Das erlebt man oft bei älteren Menschen, auch bei Alzheimer-Patienten, dass sie sich besser an ihre Kindheit und Jugend erinnern können, als an Ereignisse aus den letzten Jahren ihres Lebens.

Beim Vergleich lebensgeschichtlicher Erzählungen stößt man auf ein breites Spektrum an Zielsetzungen, warum eine Autobiografie der Nachwelt erhalten bleiben soll. Wie Staatsmänner sahen sich auch prominente Künstler oft dazu bewogen, Handlungs- und Lebenszusammenhänge aus eigener Perspektive zu beschreiben. Es kann aber auch die Berichtigung unkorrekter Darstellungen in anderen biografischen Veröffentlichungen ein Beweggrund für eine eigene Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte sein. Bei „Nicht-Prominenten“, also Personen, die nicht im öffentlichen Leben stehen, ist der eigentliche Grund einer Autobiografie meistens die Aufzeichnung der Lebensumstände zur Erinnerung und Weitergabe an die Kinder oder an zukünftige Generationen. So auch Lorle Schinnerer-Kamler, die ihre Kindheitserinnerungen an das Archiv zur Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen sandte.

„Ich schreibe meine Erinnerungen nicht deshalb, weil es modern ist, dies zu tun. „Alle Welt“ schreibt Autobiographien – oder über

⁵⁹ Vgl. Irene *Hardach-Pinke*, *Kinderalltag*. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700 – 1900 (Reinbek bei Hamburg 1981) 53.

⁶⁰ Vgl. *März*, *Autobiographie Pernitza*. 10.

⁶¹ *März*, *Autobiographie Pernitza*. 10.

„Alle“ wird geschrieben. Ich schreibe sie, weil „etwas“ mich dazu drängt, und weil solche „Stimmen“ in meinem Leben immer einen Sinn hatten. Ich tue es auch bewußt meiner Kinder und Kindeskindern wegen... Denn das Vergangene ist nicht „vergangen“, sondern es lebt unbewußt – vielleicht eher als bewußt – in uns weiter. Es leitet, es formt, es prägt uns.“⁶²

Friedrich Pernitzka hatte ähnliche Beweggründe für seine Autobiografie:

„Da ich selbst kinderlos geblieben bin und auf die Weitergabe der Familientradition an direkte Nachkommen verzichten muß, möchte ich auf diese Weise meine Vorfahren, Verwandten und unserer Familie nahe stehende Personen der Vergessenheit entziehen und ihnen damit in Dankbarkeit einen letzten Dienst erweisen.“⁶³

Viele Autoren betrachten es auch als ihre Verpflichtung, ihre Erkenntnisse und Erfahrungen weiterzugeben. Gerade vor dem Hintergrund eines „historischen“ Ereignisses, wie etwa dem 1. Weltkrieg, fühlen sich Erzähler oft verantwortlich die Nachwelt zu informieren und das Geschehen aus ihrer Sicht darzustellen, um Missverständnisse zu berichtigen oder auch um Fehler in Zukunft verhindern zu können. Für einige Autoren ist der Blick zurück mit viel Freude, vielleicht aber auch mit Schmerz verbunden. Gerade wenn sie keine schöne Kindheit erlebt haben, oder früh den Verlust eines geliebten Menschen erfahren mussten, kann der Prozess erinnernden Schreibens geradezu eine therapeutische Funktion erfüllen. Manchmal werden die Kindheitserinnerungen in Autobiografien so ausführlich behandelt, da diese „lustvolle und versagensfreie Zeit“ für den Autobiografen eine Tröstung über die im Leben erfahrenen Versagungen bedeuten kann.⁶⁴ So kommt es oft zu einer nostalgischen Idealisierung der Kindheit als eine „glückliche“ Zeit in der man aufgewachsen ist.

Das Bedürfnis nach „sinngabender Rekapitulation“ des eigenen Lebenslaufes kann also auf verschiedene Wurzeln zurückgreifen. Bei diesem Vorgang handelt es sich um eine Form der Identitätssicherung.⁶⁵

⁶² Lore Schinnerer-Kamler, „Liebe war um uns, Toleranz und über allem der Glaube an Gott. In: *Schnöller, Stekl*, Welt der Geborgenheit. 13.

⁶³ *März*, Autobiographie Pernitzka. 7.

⁶⁴ Vgl. Ebd. 12.

⁶⁵ Vgl. *Schnöller, Stekl*, Welt der Geborgenheit. 16.

Der Autobiograph setzt sich mit seiner Vergangenheit auseinander, er wird sich seiner Identität und Herkunft bewusst. Gute, aber auch schlechte Erlebnisse werden in der Erinnerung wieder wach durch die intensive Beschäftigung mit seiner eigenen Geschichte.

Die Schwierigkeit der Auswertung von Autobiographien, und sie als Quelle von historischen Ereignissen heranzuziehen, hat Reinhard Sieder in seinem Aufsatz „Vata, derf i aufstehn“, Kindheitserinnerungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900, beschrieben.⁶⁶

Die Eigentümlichkeit proletarischer Kindheit kann nur auf der Grundlage von Quellen beschrieben werden, in die Erfahrungen von Arbeiterkindern eingegangen sind. Dies ist bei den nicht allzu zahlreichen Autobiographien ehemaliger Arbeiterkinder zwar der Fall, aber sie tendieren – wie Ernst Harnisch gezeigt hat – zum Cliché der „nur schwarzen Kindheit“.⁶⁷ „Die agitatorische Absicht, die Selektivität des Mediums (welcher „gewöhnliche“ Arbeiter griff schon zur Feder, um über seine Erfahrungen zu schreiben?) und die Stilisierungszwänge, die die Literaturgattung der Autobiographie auf die meist arrivierten Autoren ausübte, beschränken den Wert dieser Quelle.“⁶⁸

Autobiografien aus der Arbeiterschaft stehen in der überwiegenden Mehrzahl in der Tradition der Arbeiterbewegung. In der legitimen Absicht, den Aufstieg der Arbeiterbewegung ins rechte Licht zu rücken, hat die Darstellung der eigenen Kindheit jedoch oft nur die Aufgabe, das Elend und die Armut der Arbeiterfamilien vor den Erfolgen der Arbeiterbewegung drastisch zu schildern. Dieser Aspekt ist teilweise bei der Lektüre und Verwendung von Autobiografien aus der Arbeiterschaft zu berücksichtigen.

⁶⁶ Vgl. Reinhard Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“ Kindheitserfahrungen in Wiener Arbeiterfamilien um 1900. In: Hubert Ch. Ehalt, Gernot Heiß, Hannes Stekl, Glückliche ist, wer vergisst...? Das andere Wien um 1900 (Wien 1986).

⁶⁷ Vgl. Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“. 30.

⁶⁸ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“. 39.

6.1. Verwendete Autobiografien und die Autoren

Das Archiv „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ wurde 1983 vom Historiker Michael Mitterauer an der Universität Wien gegründet. Die Sammlung besteht aus einem umfangreichen Bestand an populären autobiographischen Manuskripten, darüber hinaus kann diese Institution auf die größte Kontinuität in der wissenschaftlichen Forschungs- und Bildungsarbeit mit lebensgeschichtlichen Materialien zurückblicken. Zu Beginn stand eine Art Oral-History-Seminar, welches zur Gänze außeruniversitär als „lebensgeschichtlicher Gesprächskreis“ konzipiert war. Professor Mitterauer und einige Studenten trafen sich 1982 wöchentlich mit älteren Menschen an der Volkshochschule in Ottakring zu einer Diskussionsrunde zum Thema Migration Land – Stadt. Das Seminar behandelte verschiedene Aspekte der „Alltagsgeschichte“, die Geschichte wurde „von unten“ betrachtet. Die älteren Teilnehmer, welche alle in ihrer Jugend nach Wien zugewandert waren, brachten ihre Lebenserfahrungen ein. Es erfolgte eine Annäherung zwischen „Jung“ und „Alt“ und der „Ottakringer Gesprächskreis“ wurde über Jahre weitergeführt.⁶⁹

Die historischen Ergebnisse dieses Projektes wurden im ersten Band der autobiographischen Editionsreihe „Damit es nicht verloren geht ...“⁷⁰ publiziert.

Im Rahmen dieser Arbeit wurden aber auch andere autobiografische Quellen verwendet. Der Bogen spannt sich von bekannten Autoren wie Peter Rosegger und Marie von Ebner-Eschenbach bis hin zu „normalen“ Menschen, die ihre Lebensgeschichte in irgendeiner Form zu Papier gebracht haben.

⁶⁹ Vgl. Michaela Jeitler, *Kindheit und Jugend im Arbeitermilieu im letzten Drittel des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in Österreich* (Wien 2003).

⁷⁰ Vgl. Michael Mitterauer, „Damit es nicht verloren geht...!“

7. Kindheit in den verschiedenen sozialen Milieus

„Nicht so sehr durch ausdrückliche Zuwendung und bewusste Erziehung wurden bei Adel, Bauern und kleinen Leuten die Kinder auf ihr späteres Leben vorbereitet; sie wuchsen vielmehr durch ihre Einbeziehung in die Anforderungen und Annehmlichkeiten ihrer gesellschaftlichen Umgebung in diese Welt hinein. Nicht eine abgeschirmte „Kinderstube“, sondern das Leben selbst war ihre Schule.“⁷¹

Die Einstellungen zu Kindern waren identisch mit den Veränderungen in der Gesellschaft. Mit der Ausprägung der bürgerlichen Gesellschaft nahm der Begriff Kindheit Formen an. Die Veränderungen in der Familie, die durch den Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft entstanden, brachten gleichzeitig Veränderungen für das Leben der Kinder mit sich.

Die einschneidendste Entwicklung im 19. Jahrhundert betraf die Auflösung der bis dahin das Zusammenleben der Menschen dominierenden Sozialform des „ganzen Hauses“, einer Einheit von Leben und Arbeiten unter einem Dach.⁷² Mit der Industrialisierung kam es zur Entstehung einer vom Lebens- und Wohnbereich getrennten, zeitlich begrenzten Arbeitswelt. Die Produktionsmittel befanden sich nun nicht mehr im Bereich des Hauses, die Arbeit verlagerte sich nach außerhalb. Für die Kinder hatte diese Ausgliederung des Erwerbslebens aus dem Haus zur Folge, dass der Zusammenhang von Lernen und Arbeiten verloren ging. Nicht mehr durch die Mitarbeit bei der Hausarbeit lernten die Kinder ihre Fertigkeiten für das Leben, sondern Schulen übernahmen die Erziehung und Ausbildung der Kinder.

⁷¹ Schlumbohm, Kinderstuben. 13.

⁷² Vgl. Gertrude Langer-Ostrawsky, „Ordnung, Häuslichkeit und Mutterliebe...“ Familie und Kinderbräuche. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 52.

7.1. Aristokratische Kindheit

Die Kinder der Königs- und Fürstenhäuser lebten vielfach wie unter einem Glassturz, ihre geistige und leibliche Erziehung wurde sehr früh reglementiert, war besonderen Personen übertragen, und zu den Eltern herrschte oft durchaus kein unbefangenes, geschweige denn herzliches Verhältnis. Bei Kindern aristokratischer Familien war es ähnlich, sofern sie in den Haupt- und Residenzstädten aufwuchsen.

Die häufig anzutreffende Grundhaltung adeliger Familien war die Distanz zum Volk, und so kann man auch bei der Erziehung der Kinder eine angelernte und geübte Distanz zum Volk feststellen, wodurch die herrschaftliche Lebensführung und Selbstdarstellung von Kindesbeinen an geübt wurde.⁷³

Wie unterschiedlich war die Kindheit von adeligen Kindern gegenüber bürgerlichen Nachkommen wirklich? Die bedeutendsten Unterschiede lassen sich bezüglich der frühesten Kindheit und der Ausbildung der adeligen Kinder feststellen. Galt es in bürgerlichen Kreisen bereits im 18. Jahrhundert als eine Notwendigkeit, daß die Mutter den Säugling selbst stillte, so kann in Adelskreisen noch lange die Tendenz beobachtet werden, daß die Kinder von Ammen aufgezogen wurden. Es erfolgten zwar Verbesserungen dahingehen, daß Säuglinge nicht mehr zu Ammen aufs Land geschickt wurde, wo sie oft bis zu ihrem dritten Lebensjahr verblieben, wie das beispielsweise in früheren Jahrhunderten noch in England als gängige Praxis belegt ist, doch wurden nun Ammen ins Haus geholt.⁷⁴ „Im Fürstenhaus Windisch-Graetz war es noch im 19. Jahrhundert üblich, dass ausgewählte Ammen das Stillen der Säuglinge übernommen haben.“⁷⁵

⁷³ Vgl. *Schlumbohm*, Kinderstuben. 164.

⁷⁴ Vgl. *Schwabl*, Kinderzimmer. 13.

⁷⁵ Hannes *Stekl*, Marija *Wakounig*, Windisch-Graetz. Ein Fürstenhaus im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1992) 22.

Einige grundlegende Verhältnisse waren für die fürstlichen Kinder nicht anders als für die des Bürgertums: die Erziehung der Söhne und Töchter war vollkommen verschieden. Die der Söhne war ausschließlich ausgerichtet auf den festgelegten, zukünftigen Beruf, wie ja auch ihre Ehepartner später einmal von den Eltern bestimmt wurden. Väter hatten am frühkindlichen Erziehungsprozess kaum teilgenommen, sondern sich erst ab Einsetzen des regelmäßigen Unterrichts, vor allem dem Sozialisationsprozess des Sohnes, gewidmet.⁷⁶

Die fürstlichen Töchter wurden ausschließlich auf ihre spätere Aufgabe als Frau und Mutter erzogen. Diese Aufgabe war nicht rein familiär, sondern durchaus auch politisch, da ja ihr Heiraten ausschließlich aus politisch-ökonomischen Gründen erfolgte.⁷⁷

Das Vorbild des französischen Hofes prägte seit der Mitte des 17. Jahrhunderts das Leben der meisten europäischen Königs- und Fürstenhäuser. In Wien war der Einfluss Frankreichs relativ gering, es wurde mehr Wert auf das ältere und vornehmere burgundisch-spanische Zeremoniell gelegt, es war aber auch altertümlicher als das französische. Aber bis heute hat sich der Österreicher etwas von dieser Haltung bewahrt: Nicht modern zu sein – darauf hat man am Wiener Hof immer Wert gelegt.⁷⁸

Man weiß um das Leben der kaiserlichen Kinder und ihrer Erziehung bis ins 18. Jahrhundert sehr wenig, es war aber auch in diesen Kreisen kein Thema. Man wandte seine Aufmerksamkeit vor allem der religiösen Bildung der Kinder und der wissenschaftlichen Erziehung der Söhne zu, bei der Mathematik, Naturrecht, Ökonomie und Kriegswesen die Hauptrolle spielten. Im 18. Jahrhundert wurde dann auf Geschichte und Staatskunde großen Wert gelegt, wie auch auf musische Fächer für beide Geschlechter. Später wurde dann die Pädagogik selbst sehr

⁷⁶ *Stekl, Wakounig*, Windisch-Graetz. 27.

⁷⁷ *Georg Kugler*, Kleine Kinder am großen Hof. In: *Reingard Witzmann*, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 58.

⁷⁸ Vgl. *Gerda Mraz* (Hrsg.), Das Josephinische Erzherzogliche A.B.C. oder Namenbüchlein (Dortmund 1980). 16.

wichtig – die Erziehung wird nun als Aufgabe im Interesse des Staates erklärt.⁷⁹

Kaiserin Maria Theresia war eine engagierte Mutter, sie wachte über die Erziehung der Kinder, sie war aber auch sehr streng, sodass es ihr oft auch an verständnisvoller Liebe fehlte. So bekennt sie, dass sie zwar „all ihre Kinder gleich liebt, aber dennoch nach ihren Verdiensten zu unterscheiden weiß“.⁸⁰

Die Erziehung der Kinder von Kaiser Franz II. war weniger idealistisch und systematisch wie bei Maria Theresia, dafür aber liebevoll und sehr unpathetisch. Die Zeiten waren ernst und kriegerisch, so stand das militärische Interesse auch für die Erziehung im Vordergrund. Neben der religiösen Erziehung, der historisch-politischen Bildung galt der Schwerpunkt der Natur, Botanik, Gartenkunst und auch Mineralogie und Bergwerkskunde. Da die kaiserlichen Prinzen im 18. Jahrhundert keine wirkliche militärische Ausbildung erhielten, ehe sie erwachsen waren, wurde das regelrechte Soldatenspiel ein Teil der Erziehung. Später setzte die militärische Ausbildung der Knaben früher ein, und sie wurden auch sehr streng erzogen. Trotzdem wuchs die habsburgerische Jugend, also etwa der spätere Kaiser Franz Joseph und seine Geschwister, aber auch die Kinder anderer erzherzoglicher Familien, in einer durchaus kindlichen und familiären Atmosphäre auf.⁸¹

Die warme Jahreszeit verbrachte die Familie nicht nur in Schönbrunn, auch in Laxenburg, Baden und später im Salzkammergut, wo auch die Jagd für die Kinder eine Rolle spielte. Der Unterricht wurde im Übrigen durch die Sommerfrische nicht unterbrochen, die Lehrer zogen mit aufs Land, es gab noch keine „großen Ferien“.

Die hohen Lebenswerte althergebrachter Ordnung und Disziplin wurden gerade in diesen Kreisen in außerordentlichem Maße betont und

⁷⁹ Vgl. *Kugler*, Kleine Kinder am großen Hof. 58.

⁸⁰ Vgl. *Kugler*, Kleine Kinder am großen Hof. 59.

⁸¹ Vgl. Ebd. 61.

gepflegt. Als Hauptforderung galt dabei die absolute Unterordnung der Kinder.⁸²

In den allerhöchsten Adelskreisen verlief die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen gänzlich im alten Stil und äußerte sich auch in den traditionellen kulturellen Zeichen. Über die Kindheit des 1830 geborenen späteren österreichischen Kaisers Franz Joseph I. berichtet seine Mutter in ihren Tagebüchern, dass er in seinem ersten Lebensjahr der Pflege einer Amme anvertraut war, dann wie ein Mädchen gekleidet war in Kleidchen und mit grünem Hut. Schon mit 4 Jahren repräsentierte er auf Hoffesten in weißen Hosen und blauem Samtjäckchen mit goldenen Litzen. Mit 6 bis 7 Jahren war dann die erste Kindheitsphase beendet.⁸³

„Der junge Erzherzog erhält nun seine eigene Kammer, die neben Erziehern einen Kammerdiener, einen Kammerjungen, zwei Leiblakaien, einen Zimmerputzer, einen Hausknecht und ein Kammerweib umfasst. Auf seinen Diener ist Franzi ganz besonders stolz. [...] Zu allem Anfang erhält er in der Woche dreizehn Stunden Unterricht, und zwar in Religion, Deutsch, Französisch, Schreiben und Geographie. Diese sollen bis zu seinem siebenten Geburtstag auf achtzehneinhalb in der Woche erhöht werden“.⁸⁴

Auffallend ist bei den Kindheitsschilderungen aus Adelskreisen nach wie vor die hart gesetzte Grenze zwischen den Lebensphasen. Die Hierarchie der Altersklassen, die Ariès für die vorangegangenen Epochen so eindrücklich geschildert hat,⁸⁵ bewahrte offenbar der Adel unnachsichtig und ohne Rücksicht auf den Gefühlshaushalt des Kindes.⁸⁶

Das adelige Kinderleben gestaltete sich aber nicht nur derartig, daß die Heranwachsenden ständiger Fremdbestimmung unterlegen sind. Vor allem, wenn die Familie auf Landgütern lebte, war ein größerer Freiraum für die Kinder gegeben, und in seltenen Fällen kam es sogar vor, daß

⁸² Ingeborg Weber-Kellermann. *Die Kindheit*. (Leipzig 1991) 106.

⁸³ Vgl. Weber-Kellermann, *Die Kindheit*. 106.

⁸⁴ Kugler. *Kleine Kinder am großen Hof*. 61.

⁸⁵ Vgl. Ariès, *Geschichte der Kindheit*. 285f.

⁸⁶ Vgl. Weber-Kellermann. *Die Kindheit*. 107f.

Umgang mit Kindern aus anderen sozialen Schichten stattfand; dies war aber doch eher die Ausnahme, und der Kreis der Spielgefährten setzte sich aus Verwandten und Geschwistern zusammen.⁸⁷

„In Zeiten des „Biedermeier“ war die Aristokratie nicht mehr die absolut führende Schicht für die gesellschaftliche Kultur.“⁸⁸ Die Adelsschicht war nicht sehr offen für Veränderungen, und durch diese „Starre“ verlor sie diese vorrangige Stellung an das Bürgertum.

Trotz aller Natürlichkeit im Umgang miteinander, blieb das „Allerhöchste“ Kaiserhaus isoliert, seine Mitglieder lebten in einer unerreichbaren Höhe, solange Kaiser Franz Joseph lebte. Daß Erzherzog Karl, der spätere letzte regierende habsburgische Kaiser, als Schüler in das Schotten-Gymnasium eintrat, kündigte auch darin eine Wende und ein Ende an.⁸⁹

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich in der aristokratischen Kindheit im 19. Jahrhundert nicht sehr viel geändert hat. Aus diesem Grund wird in der folgenden Untersuchung zur Alltagswelt der Kinder nur bedingt auf die Adelsschicht eingegangen.

7.2. Bürgerliche Kindheit

Die „Industrielle Revolution“, die als ein phasenreicher Prozess verstanden werden will, führte als Folge produktionstechnisch-organisatorischer Umwälzungen des Fabrik- und Verwaltungswesens für Arbeitnehmer und Dienstleistende zu einer Trennung von Arbeits- und Wohnbereich – mit Ausnahme der Landwirtschaft. „Damit ist die entscheidende soziale Veränderung der Neuzeit angesprochen, die die Auflösung des „ganzen Hauses“ und der Haushaltsfamilie mit sich brachte. Statt dessen entwickelte sich die bürgerliche Kernfamilie als

⁸⁷ Vgl. Stekl, Wakounig, Windisch-Graetz. 29.

⁸⁸ Ingeborg Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. Zweihundert Jahre deutsche Kindermoden in ihrer sozialen Zeichensetzung. (Frankfurt am Main 1985) 42.

⁸⁹ Vgl. Kugler, Kleine Kinder am großen Hof. 61.

dominierende Sozialform, die im allgemeinen lediglich zwei Generationen umfaßt.“⁹⁰

Der Prototyp der bürgerlichen Kleinfamilie, wie er im Biedermeier entstanden war, behielt seine Vorbildfunktion für breite Schichten zum Teil bis in die Gegenwart.⁹¹

Zum Bürgertum gehörte in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch ein relativ kleiner Teil der Bevölkerung. Bei einer Zählung aus dem Jahr 1857 umfasste sie ca. 7,5% der Bevölkerung in der Habsburgermonarchie.⁹² Diese Statistik darf man bei der folgenden Arbeit über den Vergleich der Gesellschaftsschichten nicht außer Acht lassen. Obwohl es nur so ein geringer Teil der Gesamtbevölkerung war, hatte das aufstrebende Bürgertum einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung der Familie und der Stellung des Kindes im 19. und 20. Jahrhundert.

Das Bürgertum als Ganzes war keine homogene Gruppe, der Teil des gebildeten Bürgertum war zumeist nicht mit denselben finanziellen Mitteln des besitzenden Großbürgertums ausgestattet, gemeinsam war den beiden Gruppen vor allem die gesellschaftliche Position, die sie nicht durch Geburt erlangten, wie beispielsweise der Adel, sondern die sie durch Leistung erworben hatten.⁹³

In der bürgerlichen Familie veränderten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts die sozialen Strukturen und die Beziehungen in der Familie wesentlich. „In der großbürgerlichen Familie traten die Repräsentationsfunktionen gegenüber den emotionalen Beziehungen in den Vordergrund. Die gesellschaftliche und ökonomische Position des Mannes wurde durch den ostentativen Müßiggang der Frauen oder durch Arbeiten, deren Nutzlosigkeit augenfällig war, betont.“⁹⁴ Die Arbeit im Hause wurde durch Dienstboten erledigt. Das Verhältnis zu den

⁹⁰ Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 23.

⁹¹ Vgl. Langer-Ostrawsky, Familie und Kinderbräuche. 53.

⁹² Vgl. Ernst Bruckmüller, Hannes Stekl, Zur Geschichte des Bürgertums in Österreich. In: Jürgen Kocka (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. (München 1988) 168.

⁹³ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 20.

⁹⁴ Langer-Ostrawsky, Familie und Kinderbräuche. 52.

Kindern war ein recht distanziertes – die Kinder wurden Kindermädchen und Gouvernanten übergeben, damit die Mutter ungehindert ihren Repräsentationspflichten nachgehen konnte.

In vielen bürgerlichen Memoiren des 19. und 20. Jahrhunderts ist das Klischee der „goldenen Kindheit“ anzutreffen. Die Gründe, warum sich dieses Klischee gebildet hat und warum Autoren in ihren Autobiographien oft unkritisch damit umgehen, können nicht restlos geklärt werden, da sie bislang noch zu wenig erforscht sind. Hannes Stekl ist der Meinung, dass

„eine solche Haltung offenbar unter eindeutig vorgegebenen Hierarchien sowie unter dem Druck verbindlicher Verhaltensmuster entwickelt worden ist. Einen unabdingbaren Bestandteil des Normengeflechts bürgerlicher Familien bildete die Anerkennung der väterlichen Autorität, welche sich auf eine weit zurückreichende Tradition berufen konnte und rechtlich wie auch religiös abgesichert war.“⁹⁵

Mit der Trennung von Arbeitsplatz und Wohnstätte im Verlauf der Industrialisierung wandelte sich der Typus der Familie in ökonomischer und sozialer Hinsicht von demjenigen der gemeinsam wirtschaftenden und hausenden Sozialform zur Kleinfamilie. Das bedeutete die Reduzierung der Frauen auf die Häuslichkeit und Kindererziehung und damit die Heranbildung eines neuen Familientyps mit eigener Familienkultur. Der pater familias dieser Epoche bildete für die Seinen die Vermittlung zur Außenwelt, zu Arbeit und Gesellschaft, während die abgeschirmte familiäre Innenwelt von der Mutter und Hausfrau geleitet und gestaltet wurde.⁹⁶

Bürgerliche Kindheit war über weite Phasen hin ein ständiges Behütet-Sein, das spontane und ungeplante Begegnungen mit anderen Kindern stark beeinträchtigte. Durch das introvertierte Familienleben verbrachten die Kinder die meiste Zeit mit ihren Geschwistern, oder den Kindern von Verwandten. Man ließ sich selten auf zufällige „Freundschaften“ ein, falls

⁹⁵ Stekl, Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. 19.

⁹⁶ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 42.

solche bei den geringen Freiräumen der Kinder überhaupt entstehen konnten. Vielmehr waren jene Kinder, die zu Besuch und Spiel eingeladen wurden, sorgfältig ausgewählt. Persönliche Bekanntschaften der Eltern bildeten meist die Voraussetzungen für eine Kontaktnahme. Ort einer solchen Begegnung zwischen den Kindern bildete in wohlhabenden Familien des Bürgertums das Kinderzimmer (siehe unten das Kapitel: Kinderzimmer).

An dieser Einstellung änderte sich erst im Gegen Ende des 19. Jahrhundert etwas, jedoch nur langsam und regional unterschiedlich. Jürgen Schlumbohm berichtet, daß viele Bürgereltern davon abgekommen seien, ihre Kinder allzu lange in den Häusern einzusperren. Der fehlende Kontakt mit anderen Kindern führte zu einem Mangel an Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließen manche bürgerliche Eltern ihre Kinder auf der Straße spielen. Dennoch blieb der Einfluß der „Straßenkinder“ auf das Bürgerkind, bedingt durch dichte und in pädagogischer Absicht inszenierte Atmosphäre des Bürgerhauses, gering.⁹⁷

Therese Schobloch nannte es „Glassturzprinzip“. Das Mädchen wurde zur beherrschten, selbstgenügsamen „kleinen Erwachsenen“ herangebildet, deren Verzärtelung und Ängstlichkeit zu großen Problemen bei der Persönlichkeits- und Identitätsbildung führte.⁹⁸

7.2.1. Vater und Mutter im Bürgertum

Geprägt durch das Klischee der „Goldenen Kindheit“ wurde auch das Bild der Eltern, besonders aber des Vaters, zum Ideal hochstilisiert. Die Figur des Vaters wurde einerseits idealisiert, auf der anderen Seite wird aber auch die Furcht vor dem Familienoberhaupt thematisiert.

⁹⁷ Vgl. Jürgen Schlumbohm, *Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden 1700-1850* (München 1983) 65.

⁹⁸ Vgl. Schnöller, *Stekl*, *Welt der Geborgenheit*. 45.

Vor allem die Güte des Vaters erweist sich als ein immer wiederkehrender Topos in bürgerlichen Memoiren, mochte es sich auch um so gegensätzliche Menschentypen handeln wie die spätere sozialdemokratische Politikerin Käthe Leichter (Meine Kindheit, das ist zum großen Teil mein Vater“) oder um den Schauspieler Paul Hörbiger („Mein Vater war eine imponierende Erscheinung und ein von Grund auf gütiger Mensch“).⁹⁹

Um eindeutig festzustellen, ob es sich bei solchen Aussagen um Wunschvorstellungen oder tatsächlich um enge Gefühlbindung handelte, müsste man sich bezüglich dieser Frage noch eingehender mit biografischen Aufzeichnungen und historischen Quellen auseinandersetzen.

„Unabhängig davon lassen sich aber aus Autobiographien viele Schlüsse auf die Beziehungen in den bürgerlichen Familien in Österreich ziehen. Gerade der Verzicht auf kritische Distanz [...] legt die Vermutung nahe, daß die bürgerliche Familie als wirksame Sozialisationsstruktur funktionierte. Das hohe Maß an Identifikation sowie die unverkennbare Bereitschaft, Konflikte und Spannungen auch im Rückblick nicht an die „Öffentlichkeit“ dringen zu lassen, scheinen klare Indizien dafür.“¹⁰⁰

Die Vater-Kind-Beziehung in einer bürgerlichen Familie der Jahrhundertwende lässt sich jedoch nicht in starre Regeln pressen. „Ein „Tröster und Verteidiger“ war für Dr. Seeger der Vater, der „Inbegriff der Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit“ sowie „der Schutz nach außen“ für Christine Schleifer, das „Beispiel“ für Josef Leeb.“¹⁰¹

Betrachtet man das Verhältnis, wie es sich zwischen bürgerlichen Eltern und deren Kindern gestaltete, so sollte man sich keinesfalls immer ein allzu romantisierendes Bild der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern vorstellen, denn vor allem der Vater war von den Kindern häufig auch gefürchtet, und die Liebe beschränkte sich zumeist auf Achtung.¹⁰² So

⁹⁹ Vgl. *Stekl*, Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. 17.

¹⁰⁰ Ebd. 19.

¹⁰¹ *Schnöller, Stekl*, Welt der Geborgenheit. 30.

¹⁰² Vgl. *Schwabl*, Kinderzimmer. 21f.

groß der Respekt und die Achtung vor den Eltern auch waren - auf eine tiefe emotionale Bindung darf man deshalb trotzdem nicht sogleich schließen. Die Erziehung der Kinder, die im günstigsten Fall, wie bereits erwähnt, durch die Eltern erfolgen sollte, war durch „Strenge und Liebe“ geprägt, d. h. die Eltern sollten die Kinder zwar liebevoll behandeln, aber unter keinen Umständen „verzärteln“ oder „verhätscheln“.

Die Betonung kindlicher Abhängigkeit, das elterliche Engagement in Berufs- und Repräsentationsanforderungen sowie die ständige Modellierung kindlicher Verhaltensstandards durch Lektüre und ständige Einübung ließen emotionale Dichte nur schwer aufkommen.¹⁰³ Die Beziehungen waren oft durch Distanz gekennzeichnet. „Mein Vater war mir nie sehr nahe“¹⁰⁴ meinte Oskar Kokoschka, aufgewachsen in einer bürgerlichen Familie.

Furcht und Achtung vor dem Vater beschreibt Marie von Ebner-Eschenbach in ihren Kindheitserinnerungen sehr anschaulich:

„Ich wusste sehr gut, was Furcht sei, denn in der Furcht vor dem Papa waren meine Schwester und ich aufgewachsen. Man hatte sie uns in der Kinderstube eingeflößt durch eine Drohung, die sich nie erfüllte, aber stets wirksam blieb: „Wartet nur, ich sag`s dem Papa, und dann werdet ihr sehen!“ Was wir sehen würden, blieb in ein Dunkel gehüllt, das unsere Phantasie mit Schrecknissen bevölkerte. Kein Wunder. Den Zorn unseres Vaters zu erfahren wäre entsetzlich gewesen. [...] So liebenswürdig Papa in guten Stunden sein konnte, so furchtbar in seinem unbegreiflichen leicht gereizten Zorn. Da wurden seine blauen Augen starr und hatten den harten Glanz des Stahls, seine kraftvolle Stimme erhob sich dräuend – und vor diesen Augen, dieser Stimme hätten wir in den Boden versinken mögen, wenn wir uns auch nicht der geringsten Schuld bewusst waren. Zum Schaden unsres Verhältnisses zu ihm ließ sich Papa in gereizter Stimmung manchmal zu dem unglückseligen Ausspruch hinreißen: Nicht geliebt will ich sein, sondern gefürchtet!“¹⁰⁵

Marie von Ebner-Eschenbach beschreibt weiters eine Szene, in der sich ihr Vater über ihren Lernerfolg aufregt, da er die Leistung des

¹⁰³ Hannes Stekl, *Bürgerliche Kindheit um 1900*. 22.

¹⁰⁴ Oskar Kokoschka, *Mein Leben* (München 1971) 31.

¹⁰⁵ Marie von Ebner-Eschenbach, *Meine Kinderjahre*. In: Helmut Hirsch (Hg.), *Über Tische und Bänke. Erzählte Kindheit 18./19. Jahrhundert* (Berlin 1982) 387.

Hauslehrers anzweifelt und dann in weiterer Folge den Unterricht selbst übernahm.

„Es war bei Tische. Obenan saß unsere liebe Mama, unsere Großmutter zu ihrer Rechten, unser Vater zu ihrer Linken. Dann war ein langer Zwischenraum an dem großen, ovalen Tische, und dann kamen wir zwei, meine Schwester und ich. „Kann sie vielleicht noch nicht lesen? Hat im Frühjahr angefangen, lernt jetzt schon den ganzen Sommer und kann noch nicht lesen?“ setzte Papa sein Verhör fort, und ein Strafgericht drohte aus seiner Stimme.“¹⁰⁶

An einer anderen Stelle bekennt Ebner-Eschenbach aber, dass ihr Vater nie tatsächlich handgreiflich wurde. Auch lässt sich trotz Respekt und Furcht auch die liebevolle Achtung und Zuneigung zum Vater erkennen:

„Und nun muß ich sagen: Dieser Buchstabensprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige Gewalttat“ gewesen, die ich je durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa.“¹⁰⁷

Rücksichtnahme auf Wünsche und Gewohnheiten des Vaters war ein durchgehendes Strukturelement des Alltagslebens und wurde dem Kind von klein auf zur Selbstverständlichkeit. Seine Nichteinhaltung kam der Verweigerung eines Rechtes gleich. Alfred Maleta, der spätere Präsident des Nationalrates, hat dem autoritären Erziehungsstils seines Adoptivvaters positive Seiten abgewinnen können:

„Autorität, Disziplin, Gehorsam, das waren undiskutable Grundsätze seiner Erziehung ... Wenn ich das Leben trotzdem durch Selbstdisziplin, Selbstkritik und harten Willen meisterte, dann danke ich dies vor allem den eisernen Erziehungsmethoden meines Adoptivvaters, der mich nur aus Liebe und Sorge züchtigte.“¹⁰⁸

Auch bei Frau Krobath-Ballak war großer Respekt vor dem Vater üblich:

„In meiner Familie herrschte von jeher eine patriarchalische Rangordnung und es gab schon Auseinandersetzungen zwischen den Eltern wegen mir, die ich noch gar nicht geboren war. Vater bestand darauf, daß ich meine Eltern, so wie er es tat, mit „Sie“ anzusprechen hätte. Ein solches Ansinnen war für meine Mutter

¹⁰⁶ Ebner-Eschenbach, *Meine Kinderjahre*. 28.

¹⁰⁷ Ebd. 34.

¹⁰⁸ Vgl. *Stekl*, *Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien*. 20.

einfach undenkbar. Vater war in der Familie gefürchtet und hat sich dadurch um viel Schönes gebracht.¹⁰⁹

Der Vater als Patriarch der Familie griff oft nur strafend in die Erziehung der Kinder ein, ansonsten blieb diese Aufgabe der Hausfrau und Mutter überlassen. Therese Schobloch resümiert, dass sich ihr Vater mit Kindererziehungsfragen nur ungern befasste. Er verließ sich dabei, wie bei allen anderen häuslichen Dingen, völlig auf seine Frau.¹¹⁰ Es war sozusagen von der Natur aus vorgegeben, dass die Funktionen der Frau auf die Kindererziehung und den Haushalt beschränkt sind. Dieses Rollenverständnis sollte die Erziehung bürgerlicher Mädchen das gesamte 19. Jahrhundert hindurch prägen.

In der neu entstandenen bürgerlichen Kleinfamilie hatte die Frau einen wesentlichen Teil ihrer früheren Funktionen verloren. Sie wurde nun auf den Bereich Haushalt und Kinderbetreuung zurückgedrängt. Die Schaffung einer Sphäre von Häuslichkeit, Innerlichkeit und Familiensinn, in der sich die Anlagen der Familienmitglieder aufs beste entfalten und der Mann sich von den Mühen des Berufslebens erholen konnte, wurden zur Hauptaufgabe der Frauen. Auch die Beziehung zu den Kindern veränderte sich, es wird auf die kindlichen Bedürfnisse in körperlicher, geistiger und emotionaler Hinsicht Rücksicht genommen.¹¹¹

„Das Weib hat die Bestimmung der Mutterschaft, der Ernährung [...], der Pflege und Behütung des Kindes, der Sorge für dessen gesunde, körperliche Entwicklung und für die Erziehung der geistigen und sittlichen Anlagen. [...] Für diese erhabene Bestimmung des Weibes hat der Schöpfer auch das Weib natürlich und seelisch ausgerüstet; alle seine leiblichen und seelischen Anlagen und Neigungen beziehen sich auf diese Verhältnis der Mutter zum Kinde [...] Der Mann hat andere

¹⁰⁹ *Krobath-Ballak*, *Meine Kindheit*. 36.

¹¹⁰ Vgl. Therese *Schobloch*, „Hinterlegte Zeichen“. Kindheits- und Jugenderinnerungen aus den Jahren 1898-1914. 1. Teil 1898-1905 (Wien 1971) 5.

¹¹¹ *Langer-Ostrawsky*, *Familie und Kinderbräuche*. 52.

Ziele und Pflichten, deshalb auch andere Anlagen; des Weibes Leben ist die Familie, des Mannes Leben ist die Welt.“¹¹²

Ähnlich wie bei der Vater-Kind-Beziehung lassen sich auch bei der Mutter-Kind-Beziehung unterschiedliche Verhältnisse feststellen. Auf der einen Seite die Schilderungen einer sehr innigen und liebevollen Beziehung zur Mutter, andererseits aber auch eine gewisse Distanz und fehlende Nähe.

„Auch um unsere Mama spinnen sich aus jener Zeit die schönsten Erinnerungen. Sie war liebreizend, anmutig, immer fleißig und fröhlich... Ich hing unbeschreiblich an der Mama, und wenn sie nur für ein paar Stunden von zu Hause fort war, wurde mir weh und bange; war sie aber gar einmal verreist, so verzehrte mich unsägliches Heimweh nach ihr...“¹¹³

Zwischen die distanzierten Eltern, der „gnädigen Frau“ und dem „gnädigen Herrn“, und den bürgerlichen Kindern traten vielfach Hausangestellte. Die Innigkeit der Mutter-Kind-Beziehung erstarrte im Zeremoniell der Bourgeoisie, in dem sich zwischen Eltern und Kinder das Kindermädchen schob. Zu ihm fühlten die Kinder oft eine natürlichere Freundschaft als zu ihrer Mutter, die sich in der Rolle der Gnädigen Frau mehr und mehr von ihnen entfernte.¹¹⁴

Wohlhabende Familien gaben die Kleinsten oft unter die Obhut einer eigenen Kinderfrau, welche meist aus dem ländlichen Milieu stammte. Therese Schobloch beschreibt diese Distanz sehr bildhaft:

„Tatta [die Kinderfrau] war äußerlich ein vollkommener Gegensatz zu Mama. War diese stattlich und ein hochblonder Typus, so war Tatta eher klein, grazil und brünett. War Mama die „geborene“ Respektperson und konnte mich mit einem gebieterischen Blick, einem raschen Hochziehen und Senken der Augenbrauen lenken, so war Tatta einfach dazu da, mir alle Wünsche zu erfüllen und dafür heiß und innig geliebt zu werden. Undenkbar wäre es gewesen, daß Tatta – wie es bei Mama vorkam – eine stürmisch-

¹¹² Hermann Klencke, Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife. Ein praktisches Buch für die deutsche Frau (Leipzig 1875) 1f.

¹¹³ Lore Schinnerer-Kamler, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 31.

¹¹⁴ Vgl. Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 34.

zärtliche Umarmung mit einem spöttisch-straftenden „Schäme dich, so liebesbedürftig zu sein!“ zurückgewiesen hätte.¹¹⁵

Später war es üblich, einen eigenen Hauslehrer, eine französische Gouvernante oder ein „Fräulein“ aus dem gebildeten Kleinbürgertum für die Erziehung und den Unterricht anzustellen. Für Alice Herdan-Zuckmayer hatte man „eine verarmte, bigotte Witwe ausgesucht; „klein, dick und alt“, mit „einem Zwicker auf der Nase“, eine wenig liebenswerte Frau – so blieb sie ihrem Zögling in Erinnerung.“¹¹⁶

Die Beziehung zu den Eltern im Bürgertum ist differenziert zu sehen, je nach Stellung innerhalb des Bürgertums, aber auch abhängig von den Voraussetzungen in den Familien. Manche autobiografische Aufzeichnungen schildern das innige Verhältnis, andere wiederum beschreiben die emotionale Distanz zum Vater oder zur Mutter. Es lassen sich hier keine allgemein gültigen Beschreibungen der Beziehungen zwischen Kindern und Eltern aufzeigen, so wie es wohl auch heute noch in unserer Gesellschaft Unterschiede gibt.

Da in den Autobiografien aus der bürgerlichen Schicht sehr oft das Verhältnis zum Vater und auch zur Mutter angesprochen wird, habe ich hier ein eigenes Kapitel dazu angeführt. Die Arbeiterschicht wurde im Rahmen dieser Arbeit genauer unterteilt, und aus diesem Grund habe ich die Beziehung zum Vater oder zur Mutter nicht explizit in einem eigenen Abschnitt behandelt.

7.3. Arbeiterkindheit

„Die Kinder des Industrieproletariats hatten keine Kindheit, wenn man darunter einen der kindlichen Lebenswelt angepassten Schonraum versteht.“¹¹⁷

¹¹⁵ Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 17.

¹¹⁶ Stekl, Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. 23.

¹¹⁷ Schwabl, Kinderzimmer. 70.

Die Kindheit der Arbeiterkinder stand schon früh im Zeichen des Eintritts ins Erwerbsleben. Die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse im aufstrebenden Kapitalismus mit 12- bis 14stündiger Arbeitszeit ließ für das Proletariat kaum Raum für Familienleben. Mädchen und Knaben verbrachten einen ebenso langen Arbeitstag in den Fabriken wie ihre Eltern. Auf die Frauen wartete nach einem langen Arbeitstag noch die gesamte Hausarbeit. Normen und Werte unterschieden sich in den meisten Arbeiterfamilien kaum von jenen in bürgerlichen Kreisen: die Autorität des Vaters blieb unangetastet, der soziale Druck wurde von oben nach unten weitergegeben.¹¹⁸

Auch bei Arbeiterkindern gibt es ähnliche Muster wie bei Kindern des Bürgertums. Auch hier war der Respekt und die Furcht vor dem Vater sehr groß, auch wenn man auf engstem Raum wohnte, und sich so näher hätte sein müssen.

„Unsere liebe Mutter sagte immer, wenn wir Strafe verdienten: Wartet nur bis der Vater heimkommt, ich werde ihm alle eure Sünden erzählen!“ Vater war ja meist viele Monate abwesend, doch fürchteten wir immer sein Heimkommen, wenn die Zeit näher rückte. [...] Ich lernte meinen Vater erst lieben und schätzen, als ich mit ihm ins Schnitt ging. Von da an wußte ich erst, wie lieb und gut er war.“¹¹⁹

In der Arbeiterschicht vollzog sich der Wandel weg von der Erwerbsfamilie nur sehr langsam. Die Kinder waren Bestandteil der proletarischen Ökonomie und mussten zum Familieneinkommen beitragen, um das Überleben zu sichern. Noch 1908 arbeitete ein gutes Drittel von über 400.000 österreichischen Schulkindern, deren Lehrer man dazu befragt hatte, in der Landwirtschaft, in der Industrie oder im häuslichen Bereich.¹²⁰ Zwar wurden die Arbeiterkinder immer weniger als Arbeitskräfte eingesetzt, dafür waren sie meist sich selbst überlassen, und wuchsen nicht wohlbehütet in einer „Kinderstube“ auf. Den Mittelpunkt ihrer Lebenswelt bildete die Gasse. „Auf der Gassn“ sammelten sie grundlegende soziale Erfahrungen, die sie ein Leben lang prägten. Durch die Integration in die Kindergruppe des Zins- oder

¹¹⁸ Langer-Ostrawsky, Familie und Kinderbräuche. 52f.

¹¹⁹ Maria Gremel, Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900-1930 (Wien, Köln, Graz 1983) 42.

¹²⁰ Sieder, „Vata, derf i aufstehn?“ 39.

Gemeindehauses fügten sich die Kinder schon früh in die kollektive Lebensform ein und lernten dort, sich zu behaupten und selbständig zu werden.¹²¹ Hans Hülber, im Juni 1911 geboren, wuchs als einziger Sohn einer Arbeiterfamilie in Wien auf: „Die Gasse, der Hinterhof und die Schmelz wurden der erweiterte Lebensraum, und ich wurde auch ein recht schlimmer Gassenbub.“¹²²

Bürgerliche Pädagogen versuchten in Kampagnen im 18. und 19. Jahrhundert gegen das Straßenkinderleben vorzugehen. Einerseits um die eigenen bürgerlichen Kinder von der Straße fernzuhalten, andererseits aber auch, um Arbeiterkinder von der Straße wegzubringen, denn man sah in ihnen eine zukünftige Gefahr, nämlich das Heranwachsen von Kriminellen. Die „soziale Frage“ versuchte mittels Schulen, Horten und Fürsorgeheimen dem Problem der Gassenkinder beizukommen.¹²³ Die erste Kinderbewahrungsanstalt wurde am 4. Mai 1830 in dem damaligen Wiener Vorort Landstraße (heute Wien, 3. Bezirk) in der Steingasse errichtet.¹²⁴

Die Arbeiterfamilie in ihrer materiellen Bedrückung und ihrem ständigen Mangel an freier Zeit konnte so gut wie keine eigenen Gestaltungsformen erringen und strebte meist unbewusst einem Kleinbürgerideal nach. Jedoch gilt es auch die Vielfältigkeit von Arbeiterkindheit zu betonen, verschiedene Faktoren beeinflussten die jeweilige Situation. Es machte einen wesentlichen Unterschied, ob jemand seine Kindheit in einem großstädtischen Arbeiterbezirk wie Wien-Favoriten oder in einer noch vorwiegend von der Landwirtschaft geprägten Gegend Österreichs, etwa in Kärnten oder der Steiermark, verbrachte. Darüber hinaus war es für die materielle Situation einer

¹²¹ Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“. 14.

¹²² Hans Hülber, In: Peter Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ Arbeiterkind in Stadt und Land (Wien 1998) 53.

¹²³ Gert Dressel, Katharina Novy, Familiäre Wohnräume im historischen Wandel. In: Elisabeth Vavra (Hg.) , Familie, Ideal und Realität Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993) 167.

¹²⁴ Vgl. Reingard Witzmann, „Bürger, Bauer, Bettelmann...“ Kinderelend und Kinderarbeit. In: Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert. Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien (Wien 1992) 72 80.

Familie wie auch für die späteren Lebens- und Bildungschancen entscheidend, ob jemand die Zeit seiner Kindheit gemeinsam mit vielen Geschwistern auf engstem Raum oder mit höchstens einem Geschwisterteil in einer Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung verbrachte. Oft waren auch die Städte in sozialen und technischen Errungenschaften den Entwicklungen auf dem Lande weit voraus.

Hier unterschieden wir kurz zwischen Kindern von Heimarbeiter-, Handwerker- oder Fabrikarbeiterfamilien und auch Häuslerkindern.

7.3.1. Heimarbeiterkindheit

Heimarbeiterfamilien bezeichnet man so, weil sie zum Großteil ihre Arbeit zu Hause verrichteten. Etwa in der Textilindustrie wurde sehr viel von zu Hause aus produziert, und dann in weiterer Folge an die Fabriken oder direkt an die Kunden weiterverkauft.

Auch bei den Kindern der Heimarbeiter gilt, dass die Erwerbsarbeit und Erziehung keine getrennten Bereiche waren. Sie beobachteten von klein auf die Arbeiten und verrichteten sie dann gemeinsam. So gelangten sie auch zu den milieuspezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen. Die physische und psychische Belastung der Kinder ergab sich vor allem aus den extensiven Arbeitszeiten.

Die Mitarbeit der Kinder im Heimweberhaushalt begann bereits in jüngsten Jahren. „Besonders intensiv werden Kinder mit dem Spulen beschäftigt, und zwar bereits vom 6. Lebensjahre angefangen, werden sie regelmäßig zur Arbeit herangezogen. Trotzdem diese Kinder oft noch so klein sind, daß sie das Spulen nicht sitzend verrichten können, sondern stehend arbeiten müssen, sind sie häufig schon durch einige Stunden im Tag beschäftigt. Selbst in der Nacht arbeiten Kinder häufig.

Hat der Weber mehrere Kinder, so müssen sie in dringenden Fällen abwechselnd wohl auch die ganze Nacht hindurch spulen.¹²⁵

Aussagen ehemaliger Heimarbeiterkinder belegen, daß sie vor allem unter der Monotonie der ihnen zugewiesenen Arbeiten zu leiden hatten.¹²⁶ 14-16-Stunden-Tage, ein gedrängtes Zusammenleben der Familienmitglieder auf engstem Raum sowie ein eintönig-ungesunder Speiseplan waren in den Heimweberhaushalten der Jahrhundertwende der Regelfall.¹²⁷

Wie die ländliche Bevölkerung und die Fabrikarbeiter wandten sich auch die Eltern der Heimarbeiterkinder gegen die Schule und den Schulbesuch. „Für die Kinder war der Schulbesuch oft die einzige Ruhepause, jedoch deshalb oft für deren Bildung nicht effektiv. Kritiker der Kinderarbeit in der Heimindustrie [...] waren neben den Gewerbeinspektoren vor allem die Lehrer. Die Belastung der Kinder mit Arbeiten, die sie bis weit in die Nacht, meist bei schlechter Beleuchtung, zu stundenlangem Stillsitzen mit gebeugtem Rücken zwang, stand selbstverständlich im Widerspruch zur Schulbildung.“¹²⁸ Ein Grund für die Eltern, die Kinder nicht in die Schule zu schicken, war die Abhängigkeit der Familie vom Einkommen der Kinder. Je weniger die Familie ihr Auskommen fand, desto stärker wurden die kleinen Erwachsenen der Überbelastung ausgesetzt.

Im Unterschied zu Tagelöhner-Familien, die ihre Kinder bald aus dem Haus schicken mußten, weil sie sie nicht ernähren konnten, blieben die Kinder der Heimarbeiter häufig bis zur Eheschließung im Haus der Eltern. Als Arbeitskräfte trugen jugendliche und erwachsene Kinder wesentlich zum Einkommen der Familie bei. Kinder waren also für ihre Eltern „lebendes Kapital“.¹²⁹

¹²⁵ Andrea Komlosy, „Wo der Webwaren-Industrie so viele fließige und geübte Hände zu Gebote stehen“. Landfrauen zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. In: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Michael Mitterauer (Hg.), *Frauenarbeitswelten* (Wien 1993) 118.

¹²⁶ Reinhard Sieder, *Sozialgeschichte der Familie* (=Neue Historische Bibliothek, 276) (Frankfurt/Main 1987) 97.

¹²⁷ Vgl. Komlosy, „Webwaren-Industrie“. 114.

¹²⁸ Komlosy, „Webwaren-Industrie“. 120.

¹²⁹ Vgl. Rebel, *Arbeiterkindheit*. 35.

In Deutschland wurde Heimarbeit schon 1903/04 gesetzlich geregelt, in Österreich blieb sie jedoch, trotz der 1901 veröffentlichten „Erhebung der k. k. Gewerbeinspektoren über die Heimarbeit in Österreich“, die für eine gesetzliche Regelung wertvolles Material geboten hätte, noch außer Betracht.¹³⁰ Gesetzlich geregelt wurde die Heimarbeit von Kindern erst 1918, nämlich, wie die meisten Formen der Kinderarbeit, vor dem zwölften Lebensjahr untersagt.¹³¹

7.3.2. Handwerkerkindheit

Kinder einer Handwerkerfamilie hatten eine vollkommen andere Stellung inne als etwa bei einer Bauernfamilie. Handwerker hatten meist weniger Kinder, die Söhne verließen früh das Elternhaus, um als Lehrling in den Haushalt eines anderen Handwerkers zu arbeiten. Töchter halfen im Haushalt mit, bis sie heirateten und einen eigenen Hausstand gründeten.

„Der Zwang der Burschen, nicht nur zur Lehrzeit das Haus zu verlassen, um bei einem Meister zu lernen, sondern nach Abschluss der Lehre auch den Ort der Ausbildung zu verlassen, führte die Handwerker dazu, ihre familiären und beruflichen Entscheidungen nicht so wie die Bauern an „Grund und Boden“ zu binden und Traditionen zu folgen, sondern hohe Mobilität zu beweisen.“¹³²

Im Gegensatz zu Bauernkinder oder anderen Arbeiterfamilien kam den Kindern der Handwerkerfamilien zunächst keine vorrangige Bedeutung als Arbeitskraft zu. Die Handwerkerfamilie erzog ihre Kinder nicht primär für die eigene Hauswirtschaft oder den eigenen Handwerksbetrieb, sondern für eine Laufbahn, die wesentlich außerhalb der Herkunftsfamilie stattfinden sollte. Als Erziehungspersonal hatten zunächst die Eltern dann aber auch alle anderen Mitglieder des

¹³⁰ Maria Papathanassiou, Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880-1939 (Wien 1999) 31.

¹³¹ Ebd. 111.

¹³² Rebel, Arbeiterkindheit. 36.

Haushalts – auch Dienstmädchen, Lehrlinge und Gesellen – Einfluss auf die Entwicklung und das „Weltbild“ der Kinder.¹³³

7.3.3. Fabrikarbeiterkindheit

Da Fabrikarbeit besser entlohnt wurde, als Heimarbeit, war es für Familien ländlicher Unterschichten eine große Stütze, ein oder mehrere Familienmitglieder regelmäßig als Fabrikarbeiter unterzubringen. So hatte man, „ohne deswegen gleich ein proletarisches Selbstverständnis anzunehmen, einen Fuß in der Welt außerhäuslicher Erwerbsarbeit, der für die Familie Geldeinkommen und für den Arbeitgeber die Voraussetzung für das Anzapfen der häuslichen Subsistenzarbeit bot, die der immer noch familienwirtschaftlich begriffene Haushalt seinen lohnabhängigen Mitgliedern angedeihen ließ.“¹³⁴

Das Alter, ab dem Kinder in Fabriken eintreten durften, wurde seit dem Erlass des Jahres 1842, der Kindern unter neun Jahren die Fabrikarbeit verbot, etappenweise hinaufgesetzt.¹³⁵ Es dauerte aber noch Jahrzehnte, bis diese Regelung in der Praxis Beachtung fand.

Interessant ist der große Unterschied zwischen Mädchen und Buben bei der Einstellung in eine Fabrik. Während für Buben die Möglichkeit bestand, eine Lehre anzutreten, wurden Mädchen fast nur als Hilfsarbeiterinnen beschäftigt. Ein Blick ins Lehrvertragsbuch einer Modewarenfabrik in Weitra/Niederösterreich im Jahr 1869 zeigt dies deutlich: „Schienen als Lehrlinge ausschließlich Knaben auf, für die ein persönlicher, auf drei Jahre befristeter Lehrvertrag abgeschlossen wurde, so wurden jugendliche Arbeiterinnen, pauschal aufgelistet, in ein einjähriges Kontraktverhältnis aufgenommen.“¹³⁶

„Ähnlich wie der häusliche Dienst war auch Fabriksarbeit – zumindest im 19. Jahrhundert – vorwiegend eine Tätigkeit junger und

¹³³ Vgl. *Sieder*, Sozialgeschichte. 118.

¹³⁴ *Komlosy*, „Webwaren-Industrie“. 120.

¹³⁵ Vgl. Ebd. 121.

¹³⁶ Ebd. 121.

lediger Frauen. [...] Von den „Handarbeiterinnen“ der österreichischen Volkszählung zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren rund 80 Prozent ledig.“¹³⁷ Meist gingen Mädchen gleich nach der Schule mit vierzehn Jahren in die Fabrik arbeiten, da sich diese Arbeit leichter ohne Familie und Kinder vereinbaren ließ. Sie unterstützten mit ihrem Verdienst meist ihre Familie, man war ja darauf angewiesen.

7.3.4. Häuslerkindheit

Da in den Autobiografien auch Kinder von Häuslern zu Wort kommen, möchte ich hier kurz den Begriff erklären.

Kleinhäusler besaßen vielfach nur ein Häuschen auf dem Land, ohne einen Grund dazu. Sie konnten also nicht wie die Bauern von ihrer Landwirtschaft mit Grund und Boden und Tieren leben, sondern waren auf Lohnarbeit angewiesen.¹³⁸ Sie arbeiteten zum Großteil in der Land- oder Forstwirtschaft, beherrschten aber neben dem handwerklichen Geschick oft Fertigkeiten wie Besenbinden, Korbflechten oder Holzschuhmachen, womit sie sich etwas dazuverdienten. „Die meiste Zeit arbeiteten die Frauen als Tagelöhnerinnen bei den Bauern, oder bewirtschafteten ein vom Bauern überlassenes Grundstück. Durch den Verkauf von Gemüse und Feldfrüchten, aber auch von Beeren oder Pilzen, besserten sie ihre schmale Haushaltskasse auf.“¹³⁹ Im Unterschied zum Gesinde, das auch auf dem Hof arbeitete, waren sie unabhängiger, da sie ihr eigenes Haus hatten. Oft jedoch war die Verschuldung sehr hoch und dadurch verloren viele Familien wieder ihr Heim.

¹³⁷ Josef Ehmer, „Innen macht alles die Frau, draußen die grobe Arbeit macht der Mann“. Frauenerwerbsarbeit in der industriellen Gesellschaft. In: Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Michael Mitterauer (Hg.), Frauenarbeitswelten (Wien 1993) 90.

¹³⁸ Vgl. Weber, Häuslerkindheit. 18.

¹³⁹ Ebd. 19.

7.4. Bäuerliche Kindheit

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war noch in der Mehrheit der europäischen Länder mehr als die Hälfte der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt.¹⁴⁰ Auch das „alte“ Österreich, oder die ehemalige Donaumonarchie war ein Agrarstaat, noch im Jahr 1910 waren über 50 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig.¹⁴¹ Das bedeutet, der Großteil der Bevölkerung gehörte bis zum Ende des Kaiserreichs dem Bauerstand an, somit natürlich auch der Großteil der Kinder.

Aufgrund dieser Tatsache darf man aber nicht darauf schließen, dass die Informationen über die Kindheit der Bauern umfassend sind. Denn nur vereinzelt schrieben Bauernkinder später als Erwachsene ihre Erinnerungen, in denen sie auch von ihrer Jugend berichten. Eines dieser wenigen Paradebeispiele ist natürlich Peter Roseggers „Waldheimat“¹⁴², woraus ich noch zitieren werde.

Spricht man von einer spezifischen Form der bäuerlichen Familie, so kann dies nur durch eine Ablösung vom heutigen Begriff der „Familie“, der sich im wesentlichen auf die in einem Haushalt zusammenlebenden, miteinander verwandten Personen – also auf Eltern oder Elternteile mit ihren noch nicht verheirateten oder nicht selbstständigen Kindern bezieht¹⁴³, geschehen. Von der idyllischen Vorstellung des bäuerlichen Familienverbands aus früheren Zeiten, wo mindestens drei Generationen friedlich mit treu ergebenden Knechten und Mägden unter einem Dach zusammenlebten, gilt es sich zu verabschieden. Heidi Rosenbaum und auch Ingeborg Weber-Kellermann üben harsche Kritik an Sozialhistorikern des 19. Jahrhunderts, insbesondere an Wilhelm

¹⁴⁰ Michael Mitterauer, „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“ – Die Entwicklung in Europa. In: Michael Mitterauer, Norbert Ortmayr (Hg.), Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven (Wien 1997) 29.

¹⁴¹ Heinrich Pleticha (Hg.), Kinderwelt in der Donaumonarchie (Wien 1995) 18.

¹⁴² Siehe Peter Rosegger, Waldheimat: Erinnerungen aus der Jugendzeit (Wien/Hartleben 1882).

¹⁴³ Vgl. Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (Frankfurt am Main 1993) 27.

Heinrich Riehl, der seine Lehren während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitete und darin den „patriarchal-autoritären Familiensinn der „guten alten Zeit“¹⁴⁴ verherrlicht. Besonders Rosenbaum ist der Meinung, dass die Annahme der ländlichen Idylle stark vom Bezug auf heutige Verhältnisse geprägt sei, da heute – aufgrund des höheren Lebensalters – oft tatsächlich drei Generationen im Bauernhaus leben.¹⁴⁵ Ihrer Meinung nach sind Kategorien wie „Familie“ oder auch „Kernfamilie“ ebenso wie andere wissenschaftliche Begriffe zeit- und gesellschaftsgebunden. Ingeborg Weber-Kellermann setzt sich mit dem Begriff „Familie“ auseinander, wie er im bäuerlichen Selbstverständnis definiert wurde:

„[...] der Verband derjenigen, die für den einzelnen Bauernhof eine Rolle spielen, ihm durch ihre Arbeitskraft nutzen, durch ihr Vermögen den Besitz vermehren oder später als Altenteiler erhalten und versorgt werden müssen. Schon die Schwester, die vielleicht mit Mann und Kindern im Haus über die Gasse wohnt, galt von daher als nicht mehr zur eigentlichen „Familie“, sondern nur zur näheren Verwandtschaft „gehörig“.¹⁴⁶

Entscheidend für eine Beschreibung des Typus „bäuerliche Familie“ ist die massive Orientierung der Familienmitglieder auf die landwirtschaftliche Produktion.¹⁴⁷

Es gibt keine vollständige Darstellung des bäuerlichen Alltags, der Familie und der Kindheit, aber aus dem vorhandenen Wissen kann man ein ungefähres Bild der Alltagskultur dieser Zeit herstellen. Die ländliche Familie verharrte weitgehend in den Lebensformen der alten Haushaltsfamilien, ihren wirtschaftlichen Bedingungen entsprechend.¹⁴⁸ Reinhard Sieder spricht im Zusammenhang der bäuerlichen Familie von einer „[...] „Geschlossenheit“. Vereint sie doch über weite Strecken ihrer

¹⁴⁴ Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte (Frankfurt am Main 1996) 88.

¹⁴⁵ Rosenbaum, Formen der Familie. 110.

¹⁴⁶ Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. 88.

¹⁴⁷ Ingrid Teufel, Lebenswelten der bäuerlichen Familie. Das Beispiel Mostviertel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Wien 1999) 64.

¹⁴⁸ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 42.

Geschichte Arbeiten und Feiern, Wirtschaften und kulturelles Leben“¹⁴⁹
Der Blick ins Detail dieser Familienstruktur erfordert jedoch eine differenziertere Betrachtungsweise, die auch Sieder in seine Ausführungen einbezieht. Denn über weite Strecken fand die bäuerliche Familie – europaweit - oft trotz hoher Kinderzahlen und, ein weiteres augenscheinliches Charakteristikum der bäuerlichen Familie, der Lohnlos mitarbeitenden Familienmitglieder, innerhalb ihres Mikrokosmos keineswegs das Auslangen an Arbeitskräften.¹⁵⁰ In Österreich war die Integration ledigen Gesindes in den bäuerlichen Haushalt daher die Praxis.

„Allerdings, und das darf nicht außer acht gelassen werden, unterschied sich die Situation der Bauernkinder im 18. und 19. Jahrhundert insgesamt von der Kindheit in anderen sozialen Schichten und zu anderen Zeiten: die bäuerliche Familie war noch nicht auf Reproduktionsaufgaben, insbesondere nicht auf Sozialisationsaufgaben konzentriert. Hier lebten und arbeiteten bluts- und heiratsverwandte Personen mit nicht verwandten Mitgliedern der Hausgemeinschaft zusammen.“¹⁵¹

Kinder gehörten einfach dazu, sie wurden als integraler Bestandteil des hauswirtschaftlichen Arbeits- und Lebensprozesses aufgezogen. Ältere Geschwister beaufsichtigten Kleinkinder oder sie wurden durch sogenannte „Steckwickel“ fest in einen Wickelpolster gehüllt, bis sie sich nicht mehr bewegen konnten. So störten sie die Eltern nicht bei der Arbeit. Am Feldrand abgelegt, konnten die Erwachsenen ihrer Arbeit nachgehen.¹⁵² Wie das funktionierte beschreibt Maria Gremel anhand ihrer Mutter und Bruder:

„Das Kind [der Bruder] wurde in einem Buckelkorb verstaut und auf das Feld mitgenommen. Zu den Mahlzeiten bekam es zu trinken, die restliche Zeit sich selbst überlassen, ob es sich nun heiser schrie oder die Fliegen es zu Hunderten umschwärmten, darauf konnte keine Rücksicht genommen werden. [...] Nicht

¹⁴⁹ Sieder, Sozialgeschichte. 12.

¹⁵⁰ Teufel, Lebenswelten. 65.

¹⁵¹ Sieder, Sozialgeschichte. 39.

¹⁵² Rebel, Arbeiterkindheit. 32.

immer konnte Mutter den Korb mit dem Kinde im Schatten abstellen, die Felder waren groß, da hätte sie zu weit gehabt zu, schnell einmal hinzulaufen, dem Kind den „Zuzel“ zu geben, damit es wieder für lange befriedigt war.“¹⁵³

Ab dem vierten Lebensjahr wurden dem Kind Arbeiten aufgetragen, die seinen körperlichen Fähigkeiten angemessen erschienen. Arbeiten auf dem Feld, auf den Wiesen und im Wald sowie Viehbehüten war Hauptaufgabe der Kinder. Je größer die Höfe waren, umso differenzierter war die Arbeitsteilung nach dem Alter und dem Geschlecht der Kinder.

Die Praktik, dass die älteren auf die jüngeren Geschwister aufpassen mussten, ist bis ins 20. Jahrhundert belegt. Wie es auch in den Lebenserinnerungen von Anna Wimschneider geschildert, die nach dem Tod der Mutter, als ältestes Mädchen mit acht Jahren auch deren Arbeiten übernehmen musste:

„[...] meine Gedanken waren bei den Geschwistern, die in der Stube gespielt haben. Wenn es dann oft recht wild zuing, und sie haben beim Fangen oder Blinde-Kuh-Spielen etwas zerbrochen, ging es an mir aus, weil ich auf die Geschwister nicht aufgepasst habe. Und wenn die drei großen Brüder am Boden miteinander gerauft haben, dass es der Vater draußen noch hörte, dann kam er mit einer Gerte herein und schlug wahllos drein. Dann war für diesmal wieder Ruhe.“¹⁵⁴

Ein Problem war die Kinderzahl, jedes weitere minderte die Zukunftschancen, die Nahrungsmittelverfügung und den Lebensstandard der Kinder. Diese Rivalität betraf auch die Erbfolge. Der „Hoferbe“ wuchs in seine Hofrolle hinein und bezog gegenüber den jüngeren Geschwistern an Rechten und Pflichten übergeordnete Stellung.

„Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die Erbfolge in vielen europäischen Regionen nicht nach strikten Erbgeln, sondern nach komplexen Erwägungen der Familie erfolgte: nach den im Laufe der Jahre beobachteten Fähigkeiten und Eigenschaften der Kinder wurde der Erbe bestimmt.“¹⁵⁵

¹⁵³ *Gremel*, Mit neun Jahren im Dienst. 18.

¹⁵⁴ *Wimschneider*, Herbstmilch. 12.

¹⁵⁵ *Sieder*, Sozialgeschichte. 44.

Auch in der bäuerlichen Familie war die Autorität des Vaters als Familienoberhaupt unumstritten. Er war das Oberhaupt der gesamten Familie, das Gesinde und sonstige Verwandte mit eingeschlossen. Dadurch war seine Beziehung zu den Kindern oft sehr distanziert, das Interesse galt nur der Arbeit, dem Hof und seinem Fortbestand.

Peter Rosegger hatte eigentlich ein gutes Verhältnis zu seinem Vater, er litt aber darunter, dass dieser ihm gegenüber sehr wenige Gefühle zeigte. Rosegger erzählt, wie er einmal etwas kaputt gemacht hatte und sich aus lauter Angst vor dem Vater im Uhrkasten versteckte. Die ganze Familie war auf der Suche nach ihm, und auch der Vater bereute seine schimpfenden Worte:

„Wer sagt denn, daß ich den Buben nicht liebhab'? Ins Herz hinein, Gott weiß es! Aber sagen mag ich ihm's nicht; ich mag's nicht und ich kann's nicht. Ihm selber tut's nicht so weh als mir, wenn ich ihn strafen muß, das weiß ich!“¹⁵⁶

Nachdem sein Vater vor lauter Sorgen um ihn zu beten anfang, zeigte sich Rosegger aus seinem Versteck und fiel dem Vater um den Hals:

„Mein Vater, mein Vater!“ Das waren die einzigen Worte die ich stammeln konnte. Er lange mit seinen beiden Armen nieder und hob mich auf zu seiner Brust, und mein Haar ward feucht von seinen Zähnen. Mir ist in jenem Augenblicke die Erkenntnis aufgegangen. Ich sah, wie abscheulich es sei, diesen Vater zu reizen. Aber ich fand nun auch, warum ich es getan hatte. Aus lauter Sehnsucht, das Vaterantlitz vor mir zu sehen, ihm ins Auge schauen zu können und seine zu mir sprechende Stimme zu hören. [...] Mein Vater war seiner Liebe zu mir und meiner Anhänglichkeit an ihn innegeworden und hat mir in Spiel, Arbeit und Erholung wohl viele Stunden sein liebes Angesicht, sein treues Wort geschenkt, ohne daß ich noch einmal nötig gehabt hätte, es mit List erschleichen zu müssen.¹⁵⁷

Roseggers Beziehung zu seinem Vater ist vielleicht nicht typisch für eine bäuerliche Familie in jener Zeit, ist aber Ausdruck des oft distanzierten Verhaltens eines Vaters. Er war eine Autorität, zu der man aufblickte, und so „schickte es sich nicht“ Gefühle zu zeigen.

¹⁵⁶ Peter Rosegger, *Waldheimat*, 1. Bd. Kinderjahre, 4. Aufl. (Wien 1996) 72.

¹⁵⁷ Rosegger, *Waldheimat*. 73.

8. Der Alltag des Kindes

8.1. Erziehung und Bildung

Jahrhundertlang war Erziehung der Kinder kein Thema. Im frühneuzeitlichen Europa wurden Kinder wohl aufgezogen, aber nicht „erzogen“ im Sinne einer reflektierten pädagogischen Beeinflussung. In einer Welt, in der die Trennung der Lebensbereiche in Arbeitswelt und Privatsphäre noch nicht stattgefunden hatte, wuchsen Kinder mitten in der Welt der Erwachsenen auf und in sie hinein.¹⁵⁸ Durch die ständische Gesellschaft waren die Rollen der Kinder vorgegeben, und in denen sollten sie auch bleiben.

Elise Richter schildert die Erziehungsmethoden ihres Vaters in ihrer Kindheit, die hier exemplarisch für die Erziehung im Bürgertum steht. Die Beziehung zu den Eltern war häufig auf Respekt und Distanz aufgebaut, auf der anderen Seite aber auch von großer Fürsorge für den Nachwuchs geprägt.

„Unsere Erziehung – die physische sowohl wie die geistige – wurde mit größter Sorgfalt, und zwar nach damals wie auch heute nicht gewöhnlichen Grundsätzen geleitet. Als mein Vater anordnete, wir Kinder müssten täglich kalt gewaschen werden und täglich bei jedem Wetter eine Stunde ausgehen, glaubten Tanten und Großmütter an sicheren Tod. [...] Wir mussten, bis wir siebzehn Jahre alt waren, um neun Uhr schlafen gehen und alles essen, was auf den Tisch kam, und zwar in vorgeschriebener Zeit, nicht langsamer und nicht schneller. Vom zweiten Jahr ab saßen wir mit bei Tisch und durften die ganze Kindheit über nicht reden, wenn wir nicht gefragt waren. Der Gehorsam mußte unbedingt sein.“¹⁵⁹

„Obwohl er [der Vater] uns – Schwester Helene und mich – zärtlich liebte und nur für uns lebte und arbeitete, blieb eine gewisse scheue Grenze zwischen ihm und uns. Das Spielerische,

¹⁵⁸ Gertrude Langer-Ostrawsky, Erziehung. In: Elisabeth Vavra (Hg.), Familie, Ideal und Realität Niederösterreichische Landesausstellung '93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993) 151.

¹⁵⁹ Elise Richter, „Die Freiheit genießen, die ich mir wünschte“. In: Hannes Stekl (Hg.), „Höhere Töchter“ und „Söhne aus gutem Haus“. Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik (Wien, Köln, Weimar 1999) 92.

Phantasievolle der Kindheit und Jugend war seinem Verständnis entschwunden. Umso besser verstand uns unsere Mutter, mit der wir so völlig verwachsen waren, daß wir ihren schon 1889 erfolgten Tod nicht glaubten überleben zu können.“¹⁶⁰

In der Arbeiterschicht, vor allem in der Stadt, kann man aufgrund der Bedeutung der Straße für die Kinder von einer „Erziehung durch die Straße“ sprechen.¹⁶¹ Hier mussten die Heranwachsenden lernen, sich zu behaupten und selbstständig zu werden und machten die unterschiedlichsten Erfahrungen im Umgang mit anderen Kindern, die zum Teil älter waren, und mit Erwachsenen. Für die Kinder war diese Zeit auf der „Gassn“ in den Erinnerungen meist eine glückliche, oft von Freiheit und „sich selbst überlassen“ geprägt. Im Gegensatz zur Gesellschaft, die wie oben schon erwähnt, die Kinder weg bringen wollte von der Straße.

„Was unseren Raum betrifft, hat ganz Oberdöbling praktisch uns gehört. Ich will gar nicht vom Türkenschanzpark reden, sondern vielleicht kennt jemand die Gegend, dort zwischen Türkenschanzstraße und Gersthoferstraße und Döblinger Friedhof, das war die sogenannte „Sandgstettn“, das war ein Sandsteinbruch, wo wir auch klettern konnten. Auch sonst gab's eine Menge unverbauter Flächen, Wiesen, no da konnte man eine Menge machen. Feuer anzünden, daß' nur so geraucht hat, no dann waren auch von Straßenarbeitern so Brettln, Klampfen, „Bauklammern“ würde man heute sagen, das waren lauter so Spielsachen, die man nutzen konnte.“¹⁶²

„Ich habe im Grunde keine schlechte Erziehung genossen, sondern vielmehr gar keine.“¹⁶³ So Peter Rosegger über seine Erziehung in der Kindheit.

„Im bäuerlichen, aber auch im handwerklichen und protoindustriellen Milieu wurden die Kinder nicht nur aus Not rasch in die Arbeitswelt der Erwachsenen integriert. Es entsprach auch einer Erziehungstradition, der es nicht um die Entfaltung von Anlagen und Individualität ging, sondern um den Erwerb von (oft lokalem) Wissen und

¹⁶⁰ Richter, „Die Freiheit genießen“. 91.

¹⁶¹ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 72.

¹⁶² Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 73.

¹⁶³ Rosegger, Waldheimat. 52.

Techniken und um das Einfügen der Kinder in eine bestehende Ordnung.“¹⁶⁴

Waren die Kinder größer, so lautete der wichtigste Erziehungsgrundsatz: „Daß sie zur Arbeit taugen.“ Die Erziehung erfolgte vielfach „non-verbal, das heißt nicht mit Worten, sondern durch Taten, durch schweigsames Vormachen der Arbeiten lernten die Kinder“.¹⁶⁵ Die Kinder wuchsen nebenbei aus, man schenkte der Erziehung keine besondere Beachtung.

Das Kind eines Bauern hatte als Zukunftsaussicht wieder ein Bauer zu werden, ebenso wie es für die Nachkommen von Adeligen oder Bürgern keine Alternativen des Lebensweges gab, die geistliche Laufbahn ausgenommen. Daher wurden keine theoretischen Erziehungsziele formuliert, die Kinder hatten nur das zu lernen, was für die Lebensbewältigung in ihrem Stand notwendig war. Sie lernten ihre Aufgaben durch Beobachtung und Mitarbeit kennen. „Kindererziehung erfolgte früh durch Mitarbeit.“¹⁶⁶ Die bäuerliche Erziehung kann man durchaus bis ins 20. Jahrhundert als „Erziehung bei und durch die Arbeit“ bezeichnen.

8.1.1. Erziehung und Bildung im Bürgertum

„Es möge den Eltern gelingen, ihre Söhne zu kräftigen Männern, ihre Töchter zu gesunden, ihrer Bestimmung voll genügenden Müttern zu erziehen.“ So lautet die Empfehlung eines Erziehungsratgebers von Hans Hoeber „Pflege und Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren“ aus dem Jahr 1881 in Wien.¹⁶⁷

Söhne aus dem Bürgerstand genossen eine standesgemäße Ausbildung, bei der weder Zeit noch Geld gescheut wurde. Die

¹⁶⁴ Andreas Gestrich, *Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert* (München 1999) 37.

¹⁶⁵ Weber, *Häuslerkindheit*. 28.

¹⁶⁶ Michael Mitterauer, „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“ – Die Entwicklung in Europa. In: Michael Mitterauer, Norbert Ortmayr (Hg.), *Familie im 20. Jahrhundert. Tradition, Probleme, Perspektiven* (Frankfurt/Main 1997) 29.

¹⁶⁷ Vgl. Petra Eiszner, *Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau und Mutter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Wien 1992) 20.

Erziehung der Töchter beschränkte sich hingegen auf einige Jahre elementaren Unterricht in Schreiben, Lesen und Rechnen, und weiters in Kochen, Häkel- und Stickarbeiten und die Vervollkommnung anderer hausfraulicher Pflichten als Vorbereitung auf ihr künftiges Leben.¹⁶⁸ Da die bürgerliche Ehefrau keinem Erwerb nachzugehen hatte, war eine dementsprechende Ausbildung nicht notwendig.

Die bürgerliche Familie legte großen Wert auf Bildung. Schon das erste Spielzeug bereitete auf unterschiedliche Lebenssphären vor: Kaum irgendwo fehlten Puppen und Puppenhaus für die Mädchen beziehungsweise Eisenbahn und Ankerbaukasten für die Buben. Vorrangiges Erziehungsziel bildeten bereits damals die teils spielerische, teils systematische Aneignung schulvorbereitender Kenntnisse sowie der Erwerb traditionellen Bildungsgutes. Käthe Leichter erinnert sich, daß ihr Vater seinen etwa drei- bis vierjährigen Töchtern vor dem Schlafengehen Gedichte von Goethe und Schiller vorlas. Bis die Mädchen sie auswendig „nachplappern“ konnten.¹⁶⁹

Schon in jungen Jahren trennten sich Ausbildungswege für Knaben und Mädchen. Knaben besuchten meist, nach dem Erwerb der schulischen Grundkenntnisse, öffentliche Schulen oder Internate. Eine Ausbildung durch Privatlehrer war ebenfalls keine Seltenheit. Spezialisierte Institutionen sorgten für die Ausbildung der Knaben. Die Mädchen genossen eine andere Erziehung, sie waren stets zuhause unter der Aufsicht der Mutter. Neben Lesen, Schreiben und Religionsunterricht wurde ihnen vor allem Klavier spielen, tanzen und handarbeiten beigebracht. Naturwissenschaftliche Fächer fehlten völlig im „Lehrplan“.¹⁷⁰

„Die Knaben wurden auf den beruflichen Wettkampf – metaphorisch auf die „Eroberung der Welt“, die Mädchen auf die sozialen Pflichten des Hauses vorbereitet. Nicht zuletzt durfte in der Härte der Erziehung der Knaben, in ihrer frühen (oft mit sieben Jahren

¹⁶⁸ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 20.

¹⁶⁹ Vgl. Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 36f.

¹⁷⁰ Vgl. Rebel, Arbeiterkindheit. 38.

erfolgten) Trennung von den Eltern das Programm der „Abhärtung“ und „Immunisierung“ gegen „weibliche Weichheit“ und „Häuslichkeit“ verfolgt worden sein.“¹⁷¹

Auch bei Stefan Zweig zeigt sich, wie die Vorstellungen über die Bildung der Söhne aus gutem Hause aussah:

„Daß ich nach der Volksschule auf das Gymnasium gesandt wurde, war nur eine Selbstverständlichkeit. Man hielt in jeder begüterten Familie schon um des Gesellschaftlichen willen sorglich darauf, „gebildete“ Söhne zu haben [...]

Aber nur die sogenannte „akademische“ Bildung, die zur Universität führte, verlieh in jenen Zeiten des „aufgeklärten“ Liberalismus vollen Wert; darum gehörte es zum Ehrgeiz jeder „guten“ Familie, daß wenigstens einer ihrer Söhne vor dem Namen irgendeinen Dokortitel trug.“¹⁷²

Marie von Ebner-Eschenbach und ihre Geschwister wurden während ihrer Kindheit von einer Kinderfrau betreut, von einer Gouvernante erzogen und unterrichtet. Für die einzelnen Fächer, von Französisch bis Klavierspielen wurden Lehrer eingestellt, die die Kinder im Haus unterrichteten. Ihre Brüder kamen als sie älter wurden in ein Gymnasium, die Mädchen wurden weiterhin zu Hause unterrichtet. „Nachdem Fräulein Karoline [die Gouvernante] uns verlassen hatte, fand man Fritz und mich alt genug, um fortan in Freiheit dressiert zu werden; nur für die kleine Sophie wurde einer Gouvernante aufgenommen. [...]“¹⁷³

Sehr viel Wert wurde auf das Erlernen von Fremdsprachen gelegt, sowohl bei Knaben als auch bei Mädchen. „Ich hatte als fünfjähriges Kind angefangen, Französisch zu lernen [...]“.¹⁷⁴ Der häusliche Unterricht war besonders im Volksschulalter sehr verbreitet, teilweise um den Kindern einen besseren Unterricht zu geben oder auch um sie nicht mit den „anderen Kindern“ zusammenkommen zu lassen.

Auch Musikunterricht gehörte zur Ausbildung, vor allem das Klavierspiel zählte zu den Vorzügen einer gebildeten Tochter aus der Bürgerschicht.

¹⁷¹ Sieder, Sozialgeschichte. 39.

¹⁷² Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. 44, 52.

¹⁷³ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre. 185.

¹⁷⁴ Christine Schleifer, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 158.

„In manchen Häusern waren auch der Fremdsprachenunterricht, die Tanz- und Klavierstunde obligatorisch, um die Fertigkeiten und den damit verbundenen Heiratswert der Tochter zu steigern.“¹⁷⁵

8.1.2. Erziehung und Gewalt

Als Erziehungsmittel wurden in der Schule und zu Hause oft körperliche Strafen angewandt. Die Eltern strafte meist nicht unbeherrscht, aus einer üblen Laune heraus, sondern in der Überzeugung, körperliche Züchtigungen seien ein legitimes Erziehungsmittel zum Vermitteln der geltenden Werte und Normen.¹⁷⁶

Erziehung gestaltete sich oft so, dass Ungehorsam mit Schlägen geahndet wurde. Dies, und zusätzliche Arbeiten stellten oft die einzigen „Erziehungsmittel“ dar.¹⁷⁷ Leichte Delikte bestraften die Eltern milder (Ohrfeigen bei Nachlässigkeiten), größere Verfehlungen strenger (Scheitlknie für Unachtsamkeit beim Viehhüten, Stockhiebe bei Ungehorsam).¹⁷⁸

Josef Eger über seine Mutter:

„Sie führte das Kommando im Hause. Wenn sie Befehle gab, mussten diese sofort ausgeführt werden. Ein Neinsagen oder „Ich komme gleich“ gab es nicht. So schnell konnten wir gar nicht schauen, hatten wir schon eine saftige Ohrfeige. [...] Unsere Mutter hatte nämlich eine sehr lockere Hand, sie sparte nicht mit Ohrfeigen.“¹⁷⁹

Bei Franz Innerhofer in seinem Roman „Schöne Tage“ kann man beispielhaft etwas über die Erziehungsmethoden in bäuerlichen Familien erfahren. Die Regeln, nach denen Strafen verhängt wurden, waren nicht immer einheitlich und für ein Kind nachvollziehbar, sie hingen oft von den Launen der Eltern ab:

¹⁷⁵ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 20.

¹⁷⁶ Weber, Häuslerkindheit. 29.

¹⁷⁷ Schwabl, Das Kinderzimmer. 48.

¹⁷⁸ Weber, Häuslerkindheit. 29.

¹⁷⁹ Josef Eger, In: Peter Gutschner (Hg.), „Ja, was wissen denn die Großen...“. Arbeiterkindheit in Stadt und Land (Wien/Köln/Weimar 1998) 272f.

„Der Vater [...] war mit seinen Erziehungsmethoden, die ja nichts anderes als vom Großvater übernommene Dressuren waren, auf die Haut, auf den Schmerz angewiesen, er wollte den Kopf treffen [...]. Der Bauer war von der Idee besessen, aus seinem Sohn einen willenlosen Menschen zu machen, aber er geriet ins Hintertreffen.“¹⁸⁰

Es kam aber auch vor, dass Lehrer sich nur mit Schlägen bei ihren Schülern durchzusetzen wussten:

„Er [der Lehrer] brüllte gleich: „Was, ihr Eseln, nichts gelernt? Kommts heraus!“ Er legte uns über eine Bank und versalzte uns den Hintern derartig, daß uns die „Riegeln“ aufgesprungen sind und die Unterhose voll Blut war. Ja, aber zu Hause durften wir darüber kein Wort verlieren, sonst hätten wir von unserer Mutter nochmals Schläge bekommen. Unsere Mutter war eine sehr strenge Frau.“¹⁸¹

Kinderarbeit und Gewalt finden sich in nahezu allen Berichten und Erinnerungen der Arbeiterkinder und auch bei vielen Kindern auf dem Lande. Schläge und Beschimpfungen zählten sicher zu den prägenden Erfahrungen einer Kindheit im Arbeitermilieu. Die Prügelstrafe galt als taugliches Erziehungsmittel, und Kinder waren damit im Elternhaus ebenso konfrontiert wie in der Schule. Enge, überfüllte Wohnungen und die großteils angespannte finanzielle Lage von Arbeiterfamilien begünstigten vermutlich die Neigung zu Gewalttätigkeiten.¹⁸² Auf dem Lande scheint der Stock noch lockerer gesessen zu sein als in der Stadt.

Aber auch im Bürgertum kam es gelegentlich zu Gewaltakten als Erziehungsmaßnahme, wenn auch seltener als in den unteren Gesellschaftsschichten.

„Eines Tages, als mich Tante Ludmilla so geprügelt hatte, daß ich Beulen am Kopf und Striemen an den Schenkeln hatte, ging ich zu Papa ins Zimmer und zeigte es ihm. Er schrieb dann der Großmama, ob er mich bringen könnte, und fuhr mit mir nach Aussee, in ein wahres Paradies nach drei Jahren Hölle mit Ludmilla.“¹⁸³

¹⁸⁰ Franz Innerhofer, *Schöne Tage*. Roman (1977) 69.

¹⁸¹ Eger, In: Peter Gutschner (Hg.), „Ja, was wissen denn die Großen...“. 278.

¹⁸² Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen..“ S. 20.

¹⁸³ Emilie Deutmoser-Molnar, „Wenn ich nicht strickte, bekam ich Prügel“. In: Schnöller, *Stekl*, Welt der Geborgenheit. 55.

Es gäbe noch sehr viel anzumerken über die Erziehung und über Gewalt als Erziehungsmittel im 19. Jahrhundert bis in die heutige Zeit. Obwohl Strafen zur Erziehung in fast allen Gesellschaftsschichten üblich waren, ist doch ein verstärktes Auftreten in den ärmeren Schichten ersichtlich.

Spannend wäre hier die Frage zu untersuchen, ob Gewalt oder Strafen immer in Beziehung mit dem Wohlstand einer Gesellschaft stehen? Aufgrund dieser Behauptung müssten in unserer heutigen Wohlstandsgesellschaft keine körperlichen Strafen mehr angewendet werden, was aber wohl nicht der Fall ist.

8.1.3. Schule

Ebenso wie die Erziehung, soll sich in dieser Abhandlung das Thema „Schule“ nur erwähnt finden. Die Schule gehörte natürlich zum Alltag der Kinder dazu und prägte die Lebenssituation nachhaltig, trotzdem wurde es in diesem Rahmen ausgespart, da man zum Thema Schule in den Gesellschaftsschichten eine eigene Arbeit verfassen könnte. Es gäbe sehr viel zu sagen zur Schule und Bildung im Bürgertum, die sehr wichtig genommen wurde, und wofür man auch viel Zeit und Geld investierte. In den Autobiografien der unteren Schichten ist meist nur zu erfahren, dass die Kinder wenig Zeit in der Schule verbrachten, oder diese schon früher abbrechen mussten.

„Schule als eine neben der Familie Erziehungsfunktion ausübende Institution hatte in der europäischen Gesellschaftsentwicklung seit alters her große Bedeutung und stellt diesbezüglich wohl im interkulturellen Vergleich eine Besonderheit dar. Schon im Zeitalter des Absolutismus wurde in vielen Ländern die allgemeine Schulpflicht eingeführt.“¹⁸⁴

Die Schule wurde von den Bauern als unnötige Institution angesehen.¹⁸⁵ Ein regelmäßiger Schulunterricht fand nur im Winter statt. In der übrigen Zeit mußten die ländlichen Kinder arbeiten und nur, wenn es die Arbeit

¹⁸⁴ Mitterauer, „Das moderne Kind“. In: Mitterauer, Ortmayr, Familie im 20. Jahrhundert. 31.

¹⁸⁵ Vgl. Rebel, Arbeiterkindheit. 33.

auf dem Hof zuließ, durften die Kinder zur Schule gehen. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts gelang es trotz Widerstand der bäuerlichen und heimindustriellen Eltern schulpflichtiger Kinder, den regelmäßigen Schulunterricht durchzusetzen.

8.2. Kinderarbeit

Zwar verbot die Gewerbeordnungsnovelle von 1885 die Arbeit von Kindern in Fabriken generell, doch wurde dieses Verbot nicht ebenso generell befolgt.¹⁸⁶ Für Kinder zwischen dem 12. und 14. Jahr war die regelmäßige gewerbliche Beschäftigung bis zu 8 Stunden, „wenn sie für die körperliche Entwicklung nicht schädlich ist“, gestattet.¹⁸⁷ Arbeit in den Fabriken für Kinder unter 14 Jahren und Kinderarbeit zwischen 8 Uhr abends und 5 Uhr morgens war verboten – doch die Realität sah ganz anders aus. Kinderarbeit um 1900 war überwiegend Heimarbeit, Mithilfe im elterlichen landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betrieb.¹⁸⁸

Im Jahr 1907 wurde eine „Erhebung über die Kinderarbeit in Österreich“ durchgeführt, worin Kinderarbeit folgendermaßen bezeichnet wird:

„Als arbeitendes Kind war jedes Kind zu betrachten, welches während des Schuljahres 1907/8 oder der unmittelbar vorangegangenen Hauptferien Arbeiten irgendwelcher Art verrichtet hat, z. B. in der Land- oder Forstwirtschaft oder bei Jagden, in der Fischerei, im Bergbau, in einer Hausindustrie oder Heimarbeit, in Fabrikbetrieben, bei Handwerkern, im Gast- oder Schankgewerbe, in einem Handels- oder Transportunternehmen, bei Theaterunternehmungen oder anderen öffentlichen Schaustellungen, im Haushalte (das sind häusliche Arbeiten, Kinderhüten und dergleichen) oder als Bote, Austräger, Sammler, Hausierer, Kegelaufsetzer usw.“¹⁸⁹

¹⁸⁶ Ernst Bruckmüller, *Sozialgeschichte Österreichs* (Wien 2001) 312.

¹⁸⁷ Gertrude Langer-Ostrawsky, *Wiener Schulwesen um 1900*. In: Hubert Ch. Ehalt, Gernot Heiß, Hannes Stekl, *Glücklich ist, wer vergisst...? Das andere Wien um 1900* (Wien 1986) 97.

¹⁸⁸ Bruckmüller, *Sozialgeschichte*. 312.

¹⁸⁹ Papathanassiou, *Zwischen Arbeit, Spiel und Schule*. 33.

Der Alltag der Arbeiterkinder und der Kinder auf dem Lande war meistens durch das Mitarbeiten vorbestimmt, viel Zeit zum Spielen und sich als Kinder zu entwickeln hatten sie oft nicht. Sie wurden schon früh mit der harten Realität ihres Lebens, ihrer familiären Situation konfrontiert und mussten sobald sie laufen konnten, mithelfen. Arbeit prägte die Lebenswelt der Kinder auch dadurch, dass sie ihre Eltern vor allem in ihrer Arbeitsrolle wahrnahmen. Man könnte auch sagen, die Produktionsarbeit bestimmte das Familienleben. Das Kind wurde bereits sehr zeitig in die Aufgabe der Existenzvorsorge miteinbezogen. Vorzeitiges Ausscheiden aus der Schule (mit 10 oder 12 Jahren) war eher die Regel als die Ausnahme.¹⁹⁰

Marie Toth, geboren 1904 als Kind einer böhmischen Ziegelerarbeiterfamilie in Sooß bei Baden in Niederösterreich, musste schon mit vier Jahren in der Ziegelfabrik mithelfen.

„Ich habe mit vier Jahren, wie der Vater gestorben ist, und auch schon vorher jeden Ziegel aufheben müssen. Und die Ziegel haben auch nicht naß werden dürfen. [...] Meine älteste Schwester war damals schon zehn Jahre alt. Sie hat am meisten draufgezahlt. Um vier Uhr früh hat meine Mutter die älteste Schwester aufgeweckt. Sie ist schon in die Schule gegangen, aber sie hat jeden Tag vorher arbeiten müssen.“¹⁹¹

An anderer Stelle erzählt Marie Toth weiter:

„Anna hat in der Nahrungsmittelfabrik (Nudelerzeugung) Arbeit bekommen. Gewerkschaft oder Verträge hat es nicht gegeben. Jeder war froh, wenn er nur ein wenig verdiente. Es war eine Hilfe. Anna war noch nicht vierzehn Jahre und sehr schwach. Es war zuviel für sie; sie war noch jugendlich. Sie war groß, aber unterernährt; die Arbeit war für sie zu schwer.“¹⁹²

Nicht nachvollziehbar ist die Masse der in der Hausindustrie und Heimarbeit verwendeten Kinder. Besonders im Bereich der Textilindustrie wurden viele Kinder, darunter wieder weit mehr als die Hälfte Mädchen, als Hilfskräfte beschäftigt. Eine zehnstündige

¹⁹⁰ Bruckmüller, Sozialgeschichte. 312.

¹⁹¹ Maria Toth, In: Peter Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ Arbeiterkind in Stadt und Land. (Wien 1998) 33f.

¹⁹² Marie Toth, Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelerbeiterin. (Wien/Köln/Weimar 1992) 33.

Arbeitszeit vor bzw. nach dem Schulbesuch (oder stattdessen) sind keine Seltenheit. Die Kinder saßen stundenlang beim Fransenknüpfen, bei der Haarnetzerzeugung, beim Spitzenklöppeln oder in der Knopferzeugung.

Franz Berger über das Spulen:

„Das Spulrad war mir aber bald ein recht verhaßter Gegenstand, da es mir oblag, die beiden Webstühle mit den nötigen Spulen zu versorgen, was meine ganze Zeit außerhalb der Schule in Anspruch nahm.“¹⁹³

Adelheid Popp beschreibt Ähnliches in ihrer Autobiographie:

„...Schließlich wurde mir das Knöpfeaufnähen gelehrt, und ich nähte nun Perlmutterknöpfe auf Silber- und Goldpapier. Das war jetzt immer meine Beschäftigung, wenn ich aus der Schule kam und auch an schulfreien Tagen. Wenn ich hundertvierundvierzig Knöpfe, zwölf Dutzend, aufgenäht hatte, so hatte ich einen und einen halben Kreuzer verdient. Auf mehr wie 27 Kreuzer in der Woche habe ich es nie gebracht.“¹⁹⁴

Nach Absolvierung der dritten Volksschulklasse verließ Adelheid Popp, entgegen den gesetzlichen Bestimmungen, die Schule und zog mit ihrer Mutter nach Wien, wo sie durch das Häkeln von Tüchern zum Lebensunterhalt beitragen musste.

„Ich wurde in einer Werkstätte aufgenommen, wo ich Tücher häkeln lernte, bei zwölfstündiger fleißiger Arbeit verdiente ich 20 bis 25 Kreuzer am Tage. Wenn ich frühmorgens um 6 Uhr in die Arbeit laufen musste, dann schliefen andere Kinder meines Alters noch. Und wenn ich um 8 Uhr abends nach Hause eilte, dann gingen die anderen gut genährt und gepflegt zu Bette. Während ich gebückt bei meiner Arbeit saß und Masche an Masche reihte, spielten sie, gingen spazieren oder sie saßen in der Schule.“¹⁹⁵

Auch in der Landwirtschaft mussten die Kinder oft schon ganz früh mitarbeiten, und sich mit zehn, zwölf Jahren als Magd oder Knecht verdingen.

„Da meine Mutter selbst nur eine Bauerndirn mit drei ledigen Kindern war und mit ihren Sorgen kaum fertig wurde, hatte man mich bereits mit zwölf Jahren ausgeschult, und ich trat am

¹⁹³ Franz Berger, Ich spielte die zweite Violine. In: Heinz Blaumeiser, Eva Blimlinger, Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (Wien/Köln/Weimar 1993) 16.

¹⁹⁴ Adelheid Popp, Jugend einer Arbeiterin (Wien 1977) 30.

¹⁹⁵ Popp, Jugend einer Arbeiterin. 36.

nächsten Tag meinen ersten Dienstplatz als Jungknecht an. Nun hieß es halt schon um drei, halbvier „Bua auf“ zur Mahd. Voran der Bauer, dann der Altknecht, der Knecht und, hinter den Dreien, ich. Zuerst war es sehr schwer, mit ihnen Schritt zu halten, aber – wie wohl bei vielem im Leben – auf einmal ging es.¹⁹⁶

Die Kinderarbeit wirkte sich auch auf den Schulbesuch und den Unterricht aus, wie Otto Glöckel in seiner Selbstbiographie beschreibt:

„...Es war mit einigermaßen, die Ruhe herzustellen, ja in einiger Zeit war es sogar zu ruhig geworden. Zu meinem Schreck bemerkte ich nämlich, daß ein Teil meiner Schüler während der Rechenstunde sanft entschlafen war... Bald erfuhr ich, daß diese armen Kinder bis tief in die Nacht hinein als Kegelungen in einem Gasthausgarten beschäftigt waren, daß andere von sechs Uhr früh an Milch, Gemüse oder Zeitungen zuzustellen, weite Botengänge hinter sich hatten. Nur zwölf Schüler kannten den Luxus eines eigenen Bettes. Wohl hatte ich von der erwerbsmäßigen Kinderarbeit schon gehört, jetzt stand sie mir mit all ihren verderblichen Folgeerscheinungen in traurigster Wirklichkeit gegenüber.“¹⁹⁷

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Kinderarbeit ist, daß man sie als Erziehungsmethode ansah.

Entgegen zahlreichen Stellungnahmen gegen die Kinderarbeit hielt sich noch lange die Auffassung, daß nur einzelne Mißstände und Auswüchse beseitigt werden müssten, und ... daß eine mäßige Beschäftigung von Kindern insofern ihre Berechtigung hat, als sie geeignet ist, die Kinder an körperliche und geistige Tätigkeit zu gewöhnen, den Sinn für Fleiß und Sparsamkeit zu beleben, und sie vor Müßiggang und Abwegen zu bewahren. Insbesondere in den Stellungnahmen der Unternehmerseite gegen die Kinderschutzbestimmungen wurden die „Vorteile“ der Kinderarbeit immer wieder hervorgehoben und argumentiert, daß die frühe Beschäftigung der Kinder eine segensreich und heilsame Wirkung habe.¹⁹⁸

¹⁹⁶ Franz Ressler, Zu Weihnachten gab es Unmengen zu essen. In: *Blaumeiser, Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder*. 51.

¹⁹⁷ Langer-Ostrawsky, Wiener Schulwesen um 1900. In: *Ehalt, Heiß, Stekl*, Glücklich ist, wer vergisst...? 97.

¹⁹⁸ Vgl. *Flecken*, Arbeiterkinder. 94.

Die Kinder „Kind sein lassen“, konnten sich nur die Familien leisten, die genug Geld hatten, um auf das Einkommen der Kinder verzichten zu können. Dies traf aber nicht zu auf Arbeiterfamilien oder Kinder aus bäuerlichen Familien.

„Die Mehrzahl der Kinder stand noch lange unter dem gleichen Zwang zur Arbeit wie die Erwachsenen und waren ebenso wie diese der Ausbeutung und Verelendung preisgegeben. Eine besondere Rücksichtnahme, Schutz und Fürsorge waren keine Rechte, auf die sich die Kinder hätten berufen können. Dies lang nicht allein darin begründet, daß sich in der Elterngeneration noch kein Bewusstsein vom Wesen des Kindes durchgesetzt hatte, sondern vor allem an den elenden Bedingungen, die weder quantitativ noch qualitativ eine hinreichende Fürsorge erlaubt haben.“¹⁹⁹

Dies lässt sich wohl auch an der hohen Kinder- und Säuglingssterblichkeit erkennen. Der Staat war nicht gegen die Kinderarbeit, denn sie gab den Kindern Beschäftigung – sie lungerten nicht auf der Straße umher – und sicherte ihnen zumindest eine gewisse Ernährungsmöglichkeit. Außerdem benötigten die Fabriken billige Arbeitskräfte. Doch die Kindersterblichkeit war bedeutend. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrug der Anteil der Kinder unter zehn Jahren an der Gesamtzahl der Sterbefälle 48 Prozent, in der zweiten Jahrhunderthälfte 44 Prozent.²⁰⁰

Ursprünglich waren die Berufsausbildung und das Privatleben im einen Haus verbunden. Das Kind hatte einen Zusammenhang von Arbeit und Lernen. Durch Zuschauen und Imitieren der Erwachsenen lernte das Kind den eigenen Verpflichtungen nachzugehen. In der industriellen Entwicklung verlagerte sich das Berufsleben jedoch und es kommt zu einer Trennung von Arbeitsplatz und Privatsphäre. „Die Verlegung des Arbeitsplatzes außer Haus und das damit verbundene rasche

¹⁹⁹ *Flecken*, Arbeiterkinder. 7.

²⁰⁰ Vgl. Reingard Witzmann, „Bürger, Bauer, Bettelmann...“, Kinderelend und Kinderarbeit. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 74.

Anwachsen der Lohnarbeit bedeutete für die Mehrzahl der Familien jedoch, daß [...] das Kind von einer zusätzlichen Arbeitskraft im Familienbereich zu einem zusätzlichen Kostenfaktor im Familienbudget wurde.“²⁰¹

So wurden viele Kinder als Arbeitskraft oft ausgenutzt und ausgebeutet, von den Eltern wie auch von den Arbeitgebern. Jedoch konnte in den meisten Fällen auf die Arbeitskraft der Kinder und auch der Frauen einfach nicht verzichtet werden, da das Einkommen des Familienoberhauptes selten reichte.

Kinder kosten Geld, damals wie heute. Jedoch ist es heute leichter, die Kinderzahl festzulegen und so den Lebensstandard relativ hoch zu halten. Eine Arbeiterfamilie war noch im 19. Jahrhundert weit davon entfernt, die Geburten zu kontrollieren und rational zu bestimmen. Für viele Familien bedeutete jedes weitere Kind noch mehr Elend und Armut. Bedingt durch die finanzielle Belastung änderte sich auch die Einstellung zu den Kindern, die man für die materielle Misere verantwortlich machte. Kinder waren daher nicht immer erwünscht, die Geburt eines Kindes stimmt die Familie miß, der Tod eines Kindes wurde nicht allzu tragisch empfunden.²⁰² Man kann natürlich nicht sagen, dass alle Kinder ungewollt waren, viele waren natürlich gewünscht. Kinder bedeuteten Sicherheit und Fürsorge im Alter und Krankheit. Aber das Verhalten gegenüber den Kindern, die Trauer beim Tod und die Liebe und Zuwendung waren eng mit der finanziellen Belastbarkeit einer Familie verbunden.

Obwohl die Beschäftigung der Kinder in den Fabriken im Laufe des 19. Jahrhunderts rückläufig war, blieb die Kinderarbeit in der Landwirtschaft nahezu unverändert. Die agrarische Arbeit der Kinder erstreckte sich auf sämtliche Gebiete in der Landwirtschaft: Rübenanbau, Getreide und Heuernte, Kartoffelanbau und Weinlese. Auch das Kühe- und Gänsehüten war eine wesentliche Aufgabe der Kinder, wobei sie oft

²⁰¹ *Rebel*, Arbeiterkindheit. 47.

²⁰² *Ebd.* 49.

auch als „Hütejungen“ in den Dienst gegeben wurden. Was den Kindern besonders zu schaffen machte, war die rohe Behandlung mancher Bauern, denn für die geringsten Verfehlungen gab es Schläge.

„Diese Zustände, wie auch die endgültige Auflösung der patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande, unterwarfen die Kinderarbeit unter besonders degradierenden und repressiven Bedingungen.“²⁰³

Im Allgemeinen sind die Arbeiten, zu denen Kinder herangezogen wurden, und die damit verbundene Disziplinierung in schmerzlicher Erinnerung und werden oft wehmütig mit der Situation heutiger Kinder verglichen. Es gab auch Kinder, die sich durch Gelegenheitsarbeiten, als Botengänger, Balljunge oder durch Schnee schaufeln etwas Geld dazuverdienten, und dies als Mittel sahen, sich gewisse „Zuckerln“ leisten zu können. Wenn die Arbeit nicht als Pflicht, aus Zwang oder zum nackten Überleben getan werden musste, empfanden die Kinder es öfters auch als Zeichen von „Erwachsensein“.

Wenn ich mich aber entsinne, dann sind wir bei unserem einfacheren Leben eigentlich recht stolz auf unser „Mitverdienen“ und selbstbewusst bei unserer „Arbeit“ gewesen.²⁰⁴

Eine weitere Art Geld zu verdienen, war das Betteln. Diese Art stellte für die Kinder eine wichtige Einnahmequelle dar, jedoch am Ende des 19. Jahrhunderts war die Anzahl der berufsmäßigen „Kinderbettler“ nicht mehr so groß wie noch zu Beginn des Jahrhunderts.²⁰⁵

Peter Rosegger und ein paar andere Kinder waren öfters am Straßenrand bettelnd gesessen, und warteten auf Almosen von den Pilgern nach Maria Zell. Erst als ihn ein alter Mann „Bettelbub“ nennt, schämt er sich dafür auch weil er schon elf Jahre alt ist und bettelt nie wieder:

„Bettelbub! – Das Wort hat mich aufgeweckt. Ein junger, gesunder Bursche, der mit seinem neuen grünen Hut Sonntags schon etliche Mal gleich den Knechten ins Wirtshaus gegangen ist, der

²⁰³ Flecken, Arbeiterkinder. 101.

²⁰⁴ Franz Engelmann. In: Peter Gutschner (Hg.), „Ja, was wissen denn die Großen...“. Arbeiterkindheit in Stadt und Land (Wien/Köln/Weimar 1998). 95.

²⁰⁵ Vgl. Rebel, Arbeiterkindheit. 89.

es demnächst mit dem Tabakrauchen probieren wird und der nicht allzuletzt ins Fensterglas guckt, wie es mit dem Bart steht - ein solcher Bursche betteln!“²⁰⁶

Dieses Ereignis spielte sich 1854 in der Steiermark ab, wo es anscheinend gang und gebe war, dass Kinder auf der Straße bettelten. Rosegger schämte sich bis dahin nie für das Betteln, erst als er sich zu alt dafür fühlte. In den anderen Autobiografien fand ich eigentlich wenige Erinnerungen an das Betteln, erst während des Ersten Weltkrieges, wo auch die Kinder zu Hamsterfahrten aufs Land fuhren, oder auf sonstige Weise um Essen bettelten.

8.3. Wohnen

Die kulturellen Zeichen des Wohnens von Kindern sind ein Indikator für die Einstellung einer Gesellschaft zu ihren Kindern in der jeweiligen Epoche. Die sprachliche Grundbedeutung des Wortes „wohnen“ ist „zufrieden sein“, und seine Ableitungen zu gewöhnen, Wonne, Wunsch fallen deutlich in diesen Gefühlsbereich. Wohnen heißt ursprünglich aber auch nur soviel wie Schutz finden unter einem Dach, und das bedeutete für die alte Hausfamilie das Zusammenleben und – wirtschaften der ganzen Familie mit Kind und Kegel, Alten und Jungen und dem ganzen Ingesind. Von Kinderstuben war da noch keine Rede.²⁰⁷

Unter einem Dach lebte und arbeitete die ganze familiale Gruppe zusammen, in einer Werkstatt, einem Geschäft, einem kaufmännischen Unternehmen oder auf einem Bauernhof. Die „Familie“ umfasste nicht nur die Blutsverwandten in mehreren Generationen, auch Mägde, Knechte, Dienstboten und Lehrlinge gehörten zu diesem Hausverband. Der „Hausvater“ übte die rechtliche, wirtschaftliche und erzieherische Gewalt über den gesamten „Hausstand“ aus und trug die Verantwortung für dessen Mitglieder. Diese patriarchalisch-autoritäre Struktur, das im

²⁰⁶ Rosegger, Waldheimat. 164.

²⁰⁷ Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 15.

Herrschaftsmodell des „Landesvaters“ sein Vorbild hatte, war bis ins 19. Jahrhundert weitgehend vorherrschend. In diesem System der alten, patriarchalisch geordneten Familie hatten die Kinder lange keinen eigenen Platz.

8.3.1. Wohnen in adeligen Familien

Über das Wohnen der adeligen Familien ist einerseits viel, andererseits wenig bekannt. Von den Herrscherhäusern kennen wir die prunkvoll eingerichteten Wohnräume, etwa in Schönbrunn oder in der Hofburg. Die Räume waren hauptsächlich zu Repräsentationszwecken eingerichtet und in ihrer Funktion seit Jahrhunderten wenig verändert worden. Über die kaiserliche Familie, die in der Öffentlichkeit gestanden ist, wissen wir mehr als über sonstige adelige Familien.

Brigitte Hamann beschreibt in ihrem Werk über Kronprinz Rudolf die Diskrepanz zwischen den glanzvollen äußeren Umständen, in denen das Kind aufwuchs [...] und der inneren Vereinsamung. Die kaiserlichen Kinder bewohnten eigene Zimmer, die sich weit abgelegen der elterlichen Wohnräume befanden.²⁰⁸ Bei der Beschreibung des Kinderlebens Kronprinz Rudolfs wird sehr deutlich, welche unterschiedlichen Empfindungen das Kinderzimmer auslösen konnte: die große Anzahl der Räume ermöglichen es, das Kind von den Erwachsenen zu segregieren, und nicht selten findet man Hinweise darauf, daß das Kind sich ausgegrenzt fühlt.²⁰⁹

Jedoch darf man die Kindheit eines Thronfolgers nicht verallgemeinern als Kindheit eines Adligen. Aufgrund des Beispiels von Kronprinz Rudolf lässt sich aber aufzeigen, dass das Vorhandensein eigener Kinderräume nicht immer die Freude der Kinder mit sich brachte. Wohlstand bedeutete nicht automatisch eine glückliche Kindheit.

²⁰⁸ Brigitte Hamann, *Rudolf. Kronprinz und Rebell* (Wien 1989) 111.

²⁰⁹ Schwabl, *Kinderzimmer*. 19.

Vorhandene Kinderzimmer in adeligen Herrschaftshäusern haben einen anderen Hintergrund als etwa in bürgerlichen Häusern. Denn das Vorhandensein von Kinderzimmern wäre demnach lediglich als Ausnutzung des Wohnraumpotentials zu verstehen und wäre in keiner Weise als die Einsicht, daß Kinder für ihre Entwicklung einen von der Erwachsenenwelt eigenen, abgeschirmten Raum brauchen zu deuten. Demnach wären nur deshalb Kinderzimmer vorhanden gewesen, weil genügend Räume vorhanden waren.²¹⁰ Im Wiener Lichtensteinpalais waren bereits im frühen 19. Jahrhundert fürstliche Kinderzimmer vorhanden, die als Appartements eingerichtet waren, sogar eigene Speisezimmer, Studier- und Aufenthaltsräume für Kinder waren vorhanden.²¹¹

8.3.2. Wohnen in bürgerlichen Familien

In der bürgerlichen Familie veränderten sich die Strukturen der Familienbeziehungen. Der Vater verließ die Wohnung, um seiner Arbeit nachzugehen; die Interessen der Mutter jedoch waren ganz auf den Haushalt und die Kinderpflege gerichtet. So entstanden gerade im Bereich des Wohnens, des alltäglichen Zusammenlebens ganz frische Figurationen, und es entfaltete sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine nach innen gekehrte Bürgerkultur, der blühende Geist biedermeierlicher Gemütlichkeit.²¹²

Es wandelten sich also die Geschlechterrollen, der Vater vertrat das öffentliche Leben, das private Leben, die Pflege des familiären Innenraumes wurde zum Ressort der Mutter. An der hierarchischen Struktur des bürgerlichen Familienlebens allerdings hatte sich wenig geändert. Weiterhin herrschte der Vater als Patriarch über die Familie, die Mutter blieb unemanzipiert und auf den Haushalt reduziert und die Kinder wurden unverändert autoritär erzogen.

²¹⁰ Schwabl, Kinderzimmer. 16.

²¹¹ Hannes Stekl, Die Entstehung der bürgerlichen Wohnkultur. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 9, Nr. 3. (Wien 1979) 55.

²¹² Weber-Kellermann, Die Kinderstube (Leipzig 1991) 24.

Man spricht vom Entstehen einer bürgerlichen Wohnkultur,²¹³ einer Veränderung, vor allem was die nun entstehende Separierung der Räume, nach den unterschiedlichen Wohnbedürfnissen, betrifft. Es entstehen der Salon, das Herrenzimmer, das Speisezimmer, das Musikzimmer, das Arbeitszimmer und auch das Kinderzimmer, doch nur die obersten Schichten konnten sich eine derartige Aufsplitterung leisten.²¹⁴ In kleinbürgerlichen Haushalten waren natürlich kein extra Herren-, Musik- und auch kein eigenes Kinderzimmer vorhanden, in diesen Fällen schliefen die Kinder weiterhin im Elternschlafzimmer oder spielten im Salon oder wo eben Platz für sie war.

Die Reduktion auf den innerfamiliären Bereich brachte aber andererseits dessen sentimentale Auffüllung mit sich und ein neues Verhältnis zur Welt der Kinder. Nun gab es eine „Kinderstube“ und einen großen Zuwachs an Spielzeug, besonders zu Weihnachten, das sich zu einem bürgerlichen Bescherfest für die Kinder entwickelte.²¹⁵

Beinahe schon herrschaftlich empfand Friedrich Pernitza ihre neue Wohnung in Wien: „8 Zimmer, 2 Kabinette, 2 Badezimmer, 2 Kammern für das Personal, 2 Vorzimmer, die Küche, Keller und Boden.“²¹⁶

Christine Schleifer beschreibt sehr ausführlich ihr neues Haus in Retz, (Niederösterreich), in das ihre Familie, ihr Vater war Arzt, 1907 eingezogen ist.

„In unserm neuen Haus war alles sehr weiträumig. Schon die Einfahrt war sehr hoch. [...] In der schönen Jahreszeit gingen wir nicht durch das Stiegenhaus in das Hochparterre, wo die Wohnräume lagen, sondern über die Veranda, hinter der das Wohnzimmer lag. [...] Vom Wohnzimmer ging eine zweiflügelige Tür ins Vorzimmer, die mit Sternglas verziert war. Neben dem Wohnzimmer war die Küche, auch mit einer Tür ins Vorzimmer. [...] Neben der Küche war die Tür ins Klosett, daneben die Eingangstür ins Stiegenhaus. [...] Neben dem Ordinationszimmer

²¹³ Vgl. *Stekl*, Entstehung bürgerlicher Wohnkultur. 51.

²¹⁴ Vgl. *Schwabl*, Kinderzimmer. 26.

²¹⁵ *Weber-Kellermann*, Das Weihnachtsfest. (München 1987) 98ff.

²¹⁶ *März*, Autobiographie Pernitza. 53.

war ein einfenstriger Raum, den wir Salon nannten. Dort waren eine Jugendstil-Sitzgarnitur, eine Bank, zwei Fauteuils, zwei Sessel und ein kleiner Tisch. [...] Das Speisezimmer war nach der damaligen Mode ein altdeutsches, jedoch nicht wie viele dieser Art überladen. Da war die große Kredenz, auf der schöne Dekorstücke in Silber und Glas standen, das Trumeau mit dem großen Spiegel, ein Tisch und sechs Sessel [...]. Neben dem Speisezimmer war das Schlafzimmer, ein großer zweifenstriger Raum, in dem außer den Schlafzimmernöbeln noch eine Ottomane, ein Schubladkasten und ein Gitterbett Platz fanden. [...] Zu dieser Etage des Hauses gehörte noch ein als Badezimmer bestimmter Raum, der aber erst nach Einleitung der Wasserleitung dazu wurde. In meiner Kindheit war er eine große Speisekammer. [...]²¹⁷

Im Wohnzimmer hatte die Familie Schleifer eine Puppenecke für die Mädchen, ob sie ein eigenes Kinderzimmer oder Spielzimmer hatten, ist leider nicht zu erkennen. Wahrscheinlich war es aber nur ein reines Schlafzimmer, in dem man sich nicht untertags aufhielt. Weiters hatte man sogar im Garten etwas für die Kinder eingerichtet:

„In einer Ecke des Gartens hatten wir einen Spielplatz mit Turngerüst und Sandhaufen und einem Beet, wo wir etwas pflanzen konnten.“²¹⁸

Marie von Ebner-Eschenbach erwähnt in ihrer Autobiografie nur kurz, dass es bei ihnen nicht üblich war, bei den Eltern zu schlafen.

„Schlafen sollten wir nach wie vor bei der Kinderfrau, tagsüber jedoch bei der Gouvernante bleiben in ihrem eigens für sie eingerichteten Zimmer.“²¹⁹

8.3.3. Wohnen in der Arbeiterschicht und im Bauerntum

In Wien hatte sich die Einwohnerzahl von 1797 bis 1850 um 86% gesteigert, die Anzahl der zur Verfügung stehenden Wohnungen stieg jedoch nur um 54%.²²⁰ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besserte sich diese Situation zwar etwas, von einer Entschärfung der Situation am Wohnungsmarkt kann aber nicht gesprochen werden. Aus einer Untersuchung geht hervor, dass ein Arbeiter in Wien zwischen 20

²¹⁷ Schleifer, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 145 148.

²¹⁸ Schleifer, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 156.

²¹⁹ Ebner-Eschenbach, Kinderjahre. 44.

²²⁰ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer 63.

und 30% seines Einkommens für die Miete der Wohnung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufwenden musste (im Vergleich dazu wurde in bürgerlichen Kreisen nur etwa 10 % des Jahreseinkommens für die Wohnungsmiete aufgewendet).²²¹

Die Arbeiterfamilien boten Schlafstellen, bestehend aus einem Tafelbett oder einem Strohsack an, um die sehr hohen Mietzinse bezahlen zu können. Die Bettstellen wurden an den Haustoren auf Zetteln angeboten. Arbeiter- und andere einkommensschwache Familien vermieteten in ihren ohnedies sehr kleinen Zimmer/Küche oder Zimmer/Küche/Kabinett-Wohnungen ein, zwei oder mehrere Schlafplätze. Dies hatte unter anderem eine enorme Überfüllung der Kleinwohnungen zur Folge und charakterisierte die Wohnverhältnisse dieser Zeit.²²²

Theresia Kain, geboren 1923, erzählt, dass „sie im Sommer zu zweit in einem Bett geschlafen haben, da sie die gscheitere Stuben an Sommergäste vermietet haben, damit ein bissl eine Zugabe da war.“²²³

Die sozialdemokratische Politikerin Adelheid Popp erzählt aus ihrer Jugend über die damaligen Wohnverhältnisse.

„Wir mietheten ein Kabinett, das wir für uns ganz allein hatten. Auch mein jüngerer Bruder kam wieder zu uns und brachte einen Kollegen mit, mit dem er das Bett teilte. So waren wir vier Personen in einem kleinen Raum, der nicht einmal ein Fenster hatte, sondern das Licht nur durch die Fensterscheiben erhielt, die sich in der Tür befanden. Als einmal ein bekanntes Dienstmädchen stellenlos wurde, kam auch sie zu uns, sie schlief bei meiner Mutter im Bett und ich musste zu ihren Füßen liegen und meine eigenen Füße auf einen angeschobenen Stuhl lehnen.“²²⁴

²²¹ Roman Sandgruber, Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts (Wien 1980) 481.

²²² Michael John, Obdachlosigkeit – Massenerscheinung und Unruheherd im Wien der Spätgründerzeit. In: Hubert Ch. Ehalt/Gernot Heiß/Hannes Stekl, Glücklicherweise vergisst...? Das andere Wien um 1900 (Wien 1986) 173.

²²³ Theresia Kain, In: Inge Friedl (Hg.), Familienleben in alter Zeit. Fünf Kinder und mehr (Wien/Köln/Weinmar 2007) 15.

²²⁴ Popp, Jugend einer Arbeiterin. 36.

Kündigung, Delogierung und Umzug war eine Alltagserfahrung, die die meisten Unterschichtenfamilien machten. So erinnert sich Frau Wikowitsch, die Tochter eines Schneiders, geboren 1903, an das Wohnungswechseln in der Kaiserzeit:

„Meine Eltern, die sind oft umgezogen, sehr oft. In der Kriehubergasse, da haben die zwei Kinder nicht gepasst, ist er gekündigt worden. Warten Sie einmal, da haben wir in der Herzgasse gewohnt, da muß ich ungefähr vier Jahre gewesen sein, da haben wir die Schlüssel verloren, da haben wir im vierten Stock gewohnt, das hat ihnen nicht gepaßt. Von dort sind wir gezogen Zentagasse oder was, kann mich nimmer genau erinnern, dann wars die Siebenbrunnengasse, da ist er gekündigt worden, die hat kein Schneider haben wollen in der Wohnung, weil er ruiniert ihr ja die Wohnung... Also Kriehubergasse, Herzgasse, Siebenbrunnengasse, Zentagasse und dann Wiedner Hauptstraße...“²²⁵

Marie Toth, die mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern in Leobersdorf bei Wien bei einer Ziegelfabrik lebte und arbeitete, schildert ihre Wohnverhältnisse:

Die Wohnungen waren nach damaligen Verhältnissen gut, obwohl auch da zwei wildfremde Parteien in der Küche miteinander wohnen mussten. Der Herd war in der Mitte abgeteilt, sodaß jeder seine Kochstelle allein hatte. Jede Familie hatte ein Zimmer für sich allein. [...] Wenn manchmal zuwenig Platz war, sind wir ins Zimmer ausgewichen. Mutter hat sich mit allen vertragen. Die Möbel, die wir hatten, sind bald beschrieben: zwei Betten, die waren nicht gleich und wackelig waren sie auch; ein alter Kasten, ein Schubladkasten (der steht heute auf meinem Boden), eine Truhe, zwei Bänke, ein Tisch, ein Kanonenöferl im Zimmer zum Heizen, einige Schemel für die Kinder. Teppiche gab es zu der Zeit für arme Leute nicht. In der Küche gab es einen Ziegelfußboden, im Zimmer einen rohen Holzfußboden, der jede Woche gerieben wurde. In der Küche war ein Tisch, der hat so selbstgemacht ausgesehen, und gewackelt hat er auch; und zwei Kastel, die waren sicher nicht neu – oder durch das viele Übersiedeln sehr mitgenommen. Für mehr Möbel war kein Platz; wir brauchten auch nicht mehr – wir hatten auch nichts zum Hineingeben. Alle anderen hatten auch nicht viel mehr, vielleicht schönere.²²⁶

²²⁵ John, Obdachlosigkeit – Massenerscheinung. 186.

²²⁶ Toth, Schwere Zeiten. 28f..

In einer Studie aus dem Jahr 1936 von Dr. Franz Breunlich „Kinder ohne Bett. So schlafen Großstadtkinder“²²⁷ kommt man zu interessanten Ergebnissen bezüglich der Schlafsituation in Wien. Dies ist natürlich nicht allgemeingültig, es betraf auch nur Familien, die in irgendeiner Form mit dem Jugendamt in Verbindung waren, also um fürsorgebedürftige Kinder. Kinder aus besser gestellten Schichten waren nicht miteinbezogen. Es handelte sich bei den untersuchten Personen um rund 67 000 Kinder in 35 000 Wohnungen, insgesamt wohnten zu der Zeit 440 000 Kinder und Jugendliche in Wien. Es wurde festgestellt, dass von den 67 524 Kindern nur 36 872 eine eigene Schlafstelle zur Verfügung hatten, d. h., von 100 Kindern konnten 55 allein schlafen, 45 jedoch mussten mindestens mit einer, wenn nicht mit mehreren Personen die Schlafstelle teilen.²²⁸ Von den Kindern, die eine eigene Schlafstätte hatten, schliefen nur 49% in einem richtigen Bett, die anderen in Gitterbetten, Teppichbetten, auf einem Diwan, im Kinderwagen. Ganz selten aber doch, gab es Kinder die in einem Wäschekorb, Waschtrog, in einer Kiste, in einem Koffer, einer Schublade oder auf einem Strohsack schliefen.²²⁹ Kinder die keine eigene Schlafstätte hatten, schliefen zum Teil im Ehebett der Eltern und zum Großteil mit anderen Personen aus der Familie zusammen. Nur 1 von 1000 Kindern musste mit familienfremden Personen das Bett teilen. Die Studie beschäftigt sich weiter mit der Art der Beschaffenheit der Schlafstätte, ob es hell, dunkel, feucht oder trocken war. Interessant ist noch, dass zwar 53% der Kinder ein eigenes Bett hatten, aber nur 3 von 100 Kindern einen eigenen Schlafrum zur Verfügung hatten.²³⁰ Soviel zum Kinderzimmer in den ärmeren Schichten in Wien vor dem Ersten Weltkrieg.

Auch in den Erziehungsratgebern kämpfen die Autoren dagegen an, dass Kleinkinder im elterlichen Bett schlafen, da sie oft von den Eltern erdrückt oder erstickt wurden. Klencke schreibt schon 1875 über das

²²⁷ Franz Breunlich, *Kinder ohne Bett. So schlafen Großstadtkinder* (Wien 1936).

²²⁸ Vgl. Breunlich, *Kinder ohne Bett*. 6.

²²⁹ Vgl. Breunlich, *Kinder ohne Bett*. 8 12.

²³⁰ Vgl. Breunlich, *Kinder ohne Bett*. 37.

Kinderzimmer, welches im Bürgertum immer häufiger auftrat, und erkannte den Fehler, die kleinsten und finstersten Räume zu Kinderzimmern zu machen. „Er fordert die Eltern auf, ihre Kinder in hellen Räumen spielen und leben zu lassen, und diese kindgerecht auszustatten.“²³¹

Otilie S., geboren 1903, beschreibt die Wohnsituation ihrer Familie:

„Als ich fünf Jahre alt war, kauften meine Eltern ein Haus in Rindberg. Es war eine Stunde von Innerstetten entfernt und gehörte zur Pfarrei Edenstetten. Leider gefiel das Haus uns Kindern nicht. Es war ein uraltes Haus. Wir hatten zwar ein kleines Zimmer, der Fußboden bestand aber nur mehr aus ein paar Brettern; das andere war Lehm. Auch waren viele Ratten in diesem Haus.“ [Als das Haus fertig war:] „An einem Sonntag brachte uns die Tante heim. Uns gefiel es gut. Wir hatten ein schönes Zimmer. Es standen drei Bettläden drin. Wir mussten immer zu zweit in einem Bett schlafen. Aber Gott sei Dank, wir hatten keine Ratten mehr!“²³²

„Die kleinen Häuser der „Häusler“ bestanden meist nur aus zwei Räumen, einer Küche und einem Schlafraum. [...] Die Stube war der Allzweckraum, in dem gekocht und gewaschen und die Heimarbeit verrichtet wurde, in dem Menschen zur Welt kamen und starben. In der Schlafkammer, die unbeheizbar war, schliefen alle Familienmitglieder. Kinder kannten kein eigenes Zimmer, viele hatten nicht einmal ein eigenes Bett. [...]Manchen Kleinkind diente ein Leiterwagen, der nachts in die Schlafkammer geschoben wurde, als Bett [...].“²³³

Auf dem Bauernhof gab es manchmal mehr Platz als in einer Arbeiterwohnung. Der wichtigste Raum war auch hier die Stube, in der sich hauptsächlich das Leben abspielte. Die Stube war ein Allzweckraum, in der gekocht, gegessen, geschlafen wurde, die winterliche Heimarbeit wie spinnen und Holz bearbeiten ausgeführt wurde, geschlachtete Schweine zerlegt wurden, und der Störhandwerker seine Werkstatt aufschlug.²³⁴ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzten

²³¹ Vgl. Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 52.

²³² Otilie S., Kreuztragen. Drei Frauenleben (Wien/Köln/Weimar 1997) 95f.

²³³ Weber, Häuslerkindheit. 20f.

²³⁴ Sandgruber, Konsumgüterverbrauch. 447f.

sich nach und nach der Bauer und die Bäuerin durch die Schaffung von „private Bereichen“ vom Gesinde ab. Die Säuglinge und jungen Kinder schliefen bei den Eltern, wenn sie jedoch ein bestimmtes Alter erreicht haben, mussten sie aus dem Elternschlafzimmer ausziehen und zum Gesinde ziehen.²³⁵ In der „Menscherkammer“ waren Mägde und herangewachsene Töchter gemeinsam untergebracht, in der „Burschenkammer“ Knechte und ältere Söhne.²³⁶ Diese räumliche Aufteilung, nur möglich durch genügend Platz, blieb aber noch länger den „reicheren“ Bauern vorbehalten.

Unterbäuerliche Schichten wie Kleinhäusler mussten sich noch lange Zeit hindurch mit sehr beengten Verhältnissen zufrieden geben, denn auch wenn die rechtliche Situation sich gebessert hat, so war die Qualität des Wohnens nicht zufrieden stellend. Die Keuschen bestanden nur aus einer Stube, die von Menschen überfüllt war, Kinder schliefen bei ihren Eltern im Bett, ältere Kinder am Heuboden.²³⁷ Auch bei Anna Wimschneider, geboren 1919, erfährt man, dass, als die Kinder größer wurden, die Betten zu wenig waren, obwohl jedes Bett von zwei Kindern belegt war.²³⁸

Der Innenraum der Wohnungen war mehr als bescheiden ausgestattet. Nur die notdürftigsten Einrichtungsgegenstände waren vorhanden. Noch vor dem Ersten Weltkrieg war das Waschen mit Kübel und Lavoir selbstverständlich. Auf ähnlichem Niveau befand sich die Beleuchtung. Um 1900 hatten nur 8,6 Prozent aller Wiener Wohnungen einen Gas- und 2,9 Prozent einen Stromanschluß.²³⁹

8.3.4. Kinderzimmer

Über die Herkunft des Kinderzimmers ist sich die Forschung nach wie vor nicht einig. Das Kinderzimmer ist nicht erstmalig im Bürgertum

²³⁵ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 53.

²³⁶ Mitterauer, „Das moderne Kind“. In: Mitterauer, Ortmayr, Familie im 20. Jahrhundert. 45.

²³⁷ Sandgruber, Konsumgüterverbrauch. 49.

²³⁸ Wimschneider, Herbstmilch. 56.

²³⁹ Peter Gutschner, „Ja, was wissen den die Großen...!“ 26.

aufgetreten, etwa in der Adelsschicht auf den Burgen und Schlössern gab es bereits welche,²⁴⁰ zweifelsohne vermehrte sich aber das Auftreten eines solchen Raumes für Kinder im 18. und 19. Jahrhundert, und hier vorzugsweise in bürgerlichen Kreisen.²⁴¹ Kinderzimmer im 17. und 18. Jahrhundert werden selten dargestellt. Wenn es geschieht, sieht man, wie auch später, immer das Bett der Amme oder Kindsmagd im Raum stehen.²⁴²

Das bürgerliche Kinderzimmer verdankt seine Entstehung einerseits der Pädagogisierung der Kindheit im Zeitalter der Aufklärung, die die Notwendigkeit eines kindspezifischen Lebensraumes betonte, andererseits der gleichzeitigen Verhäuslichung bürgerlicher Kindheit in Abgrenzung gegenüber der Straße. Es war keineswegs als Individualraum konzipiert, sondern ganz im Gegenteil als Gemeinschaftsraum für die Geschwister als Gruppe.²⁴³

Das Aufkommen des Kinderzimmers ist empirisch nicht genau belegt, es gibt keine zeitgenössischen Erhebungen über Zweckwidmung einzelner Räume zum Beispiel in Wiener Wohnungen. Statistische Daten aus den Jahren 1890 – 1919 liefern jedoch Belege, daß in den traditionell guten Wohnvierteln der Residenz die überdurchschnittlich großen Wohnungen eine kontinuierliche Vergrößerung erfuhren.²⁴⁴ Aufgrund dieser Vergrößerungen der bürgerlichen Wohnungen und Erzählungen in Autobiographien kann man auf die Einrichtung von eigenen „Kinderzimmern“ schließen. Somit waren die Voraussetzungen für die Schaffung einer kindgerechten Wohnwelt gegeben. „Hell, groß, mit kindgerechten Einrichtungsgegenständen, voll mit Spielsachen ist das Kinderzimmer in der Erinnerung geblieben.“²⁴⁵ Hier beim Großbürgerkind Alice Herdan-Zuckmayer war so ein Kinderzimmer

²⁴⁰ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 16.

²⁴¹ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 27.

²⁴² Vater, Mutter, Kind. 185.

²⁴³ Mitterauer, „Das moderne Kind“. In: Mitterauer, Ortmayr, Familie im 20. Jahrhundert. 46.

²⁴⁴ Hannes Stekl, „Sei es wie es wolle, es war doch so schön“. Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. In: Ehalt, Gernot Heiß, Hannes Stekl, Glückliche ist, wer vergisst...? 28.

²⁴⁵ Vgl. Alice Herdan-Zuckmayer, Das Kästchen. Die Geheimnisse einer Kindheit (Frankfurt a. M. 1962) 43 f.

vorhanden, aber natürlich waren diese Voraussetzungen nicht bei allen Kindern der Bürgerschicht gegeben.

„Unter den Zimmern war eines, das sich durch Abwesenheit aller Pracht auszeichnete: das „Kinderzimmer“. Einfach, glatt, mit weißem Anstrich, wurde es beinahe modernen Anschauungen gerecht. Die Fenster gingen auf einen ausgedehnten, durch etliche Bäume gezierten Hof. [...] Der Raum war zum Kinderzimmer bestimmt worden, weil er Morgensonne hatte. Er ist mir ungemein licht in Erinnerung geblieben.“²⁴⁶

Die Einrichtung von Kinderstuben als Spielparadies war sicher auch in der damaligen bürgerlichen Gesellschaft keineswegs eine allgemein übliche Erscheinung, das Spielzimmer dürfte kaum sehr verbreitet gewesen sein.²⁴⁷ Meist war es nur eine Spielecke im Wohnzimmer, wo die Kinder ihr Spielzeug ausbreiten durften. „[...] will ich wieder ins unsere Wohnung zurückkehren, wo sich unser tägliches Leben abspielte. Im Wohnzimmer, mit dem gemütlichen braunen Kachelofen hatten wir unsere Puppenecke.“²⁴⁸ Auch Sabine Schwabl kommt in ihrer Arbeit über das „Kinderzimmer“ zu dem Ergebnis: „daß das bürgerliche Kinderzimmer eine weit verbreitete Klischeevorstellung ist, denn es finden sich solche gut eingerichteten, mit Spielsachen ausgestattete Räume, in den wenigsten bürgerlichen Häusern.“²⁴⁹

Die Einrichtung von Kinderstuben in dieser Zeit war dennoch das kulturelle Zeichen für den Beginn von neuem Verständnis der Kinder als einer eigenen sozialen Gruppe, von den veränderten Erziehungsvorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft nach der Französischen Revolution.²⁵⁰

In den autobiografischen Aufzeichnungen ist es oft schwierig zu erkennen, ob es auch wirklich ein eigenes Kinderzimmer gegeben hat. Oft war es vielmehr nur ein Spielzimmer, geschlafen wurde aber im elterlichen Schlafzimmer:

²⁴⁶ Albert Fuchs, „Es war ein Dasein von ungewöhnlicher Milde“. In: Stekl, „Höhere Töchter“ und „Söhne aus gutem Haus“. 186.

²⁴⁷ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 11.

²⁴⁸ Schleifer, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 162.

²⁴⁹ Schwabl, Kinderzimmer. 11.

²⁵⁰ Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 31.

„[...] unsere Wohnung sehe ich vor mir, als hätte ich sie gestern verlassen. Das große Schlafzimmer mit den Ehebetten, davor am Fußende mein Kinderbett. In einer Ecke das Bett meines Bruders mit Nachtkästchen, von einem Paravent umgeben. Sozusagen als *Séparée*. Ein großes Badezimmer schloß sich dem Zimmer an, das zu einem langen, etwas düsteren, hufeisenförmigen Gang führte. [...] Am anderen Ende des Ganges war die große Küche, zwei Kammern für die Mädchen und zwei kleinere ineinandergehende Zimmer mit dem Blick auf den Hof; sie wurden zu unseren Spielzimmern. Eines für meinen Bruder, eines für mich. Da hielten wir uns oft untertags auf, wenn wir besonderen Spielen frönten [...]“²⁵¹

Aus dieser Beschreibung lässt sich eindeutig feststellen, dass das Kinderzimmer als reines Spielzimmer verwendet wurde, geschlafen wurde bei den Eltern. Das ist insofern interessant, als es meistens umgekehrt war. Die Kinder schliefen nur im so genannten Kinderzimmer, gespielt wurde meistens in einer Ecke im Wohnzimmer.²⁵²

Die Kinderzimmer waren in größeren Familien meist in Bubenstuben und Mädchenzimmer aufgeteilt. Nur die kleineren Kinder durften im elterlichen Schlafzimmer nächtigen oder zusammen in einem angrenzenden Raum. Sobald sie größer wurden, gab es – wenn genug Raum in Haus und Wohnung – getrennte Kinderzimmer, und zwar nicht nur wegen der verschiedenen Geschlechter, sondern auch wegen der damit verbunden anerzogenen oder angeborenen verschiedenen Interessen. Schon früh wurden milieuspezifische Wertmuster und überkommenes Rollenverhalten eingeprägt²⁵³: für die Buben gab es die Eisenbahn, den Kaufmannsladen und den Ankerbaukasten - die Mädchen durften hingegen mit Puppen, dem Puppenhaus und den Küchenutensilien spielen.

Die Trennung der Buben- und Mädchenzimmer ist in den Bürgerhäusern im ganzen 19. Jahrhundert allgemein, und die Zimmeraufteilung

²⁵¹ *Schinnerer-Kamler*, Liebe war um uns. In: *Stekl*, Es war eine Welt der Geborgenheit. 64 72.

²⁵² Vgl. Vater, Mutter, Kind. 186. Kinderzimmer sind das „Kindstübl“ und das „Nebentübl“ nur eingeschränkt, da es Schlafkammern, aber keine Spiel- oder Aufenthaltszimmer sind.

²⁵³ Hannes *Stekl*, Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. 29.

entspricht etwa der Darstellung des Berliner Gelehrten Adolf Ermann (1854-1937) über seine Kinderzeit:

„Der Prachtraum für unsere Begriffe war „Mutters Stube“, mit dem Nähtisch, der auf einem Tritt am Fenster stand, einem grünen Sofa und einem runden Tisch mit drei Säulen. Auch ihr Sekretär und ihr Bücherspindchen standen darin: auf dem letzteren prangte eine Standuhr aus Alabaster, die einen kleinen Gipsabguß von Danneckers Ariadne trug. Die Eßstube dahinter war der größte Raum, ein langes halbdunkles „Berliner Zimmer“, in dem der große Eßtisch stand. [...] Das nächste Zimmer war Mutters Schlafzimmer, in dem auch wir kleinen Jungen schliefen. Am Tage spielten wir darin vor dem grünen Bettschirm, der es der Länge nach teilte. Später, als wir größer wurden, wurde das Zimmer unser eigenes Reich. Dahinter lagen dann ein kleines Zimmer der jüngeren Schwestern, die Küche und das Mädchenzimmer, und dann jenseits eines Korridors, die Speisekammer, die Stube der drei größeren Brüder und endlich das Zimmer, wo die beiden älteren Schwestern schliefen.“²⁵⁴

Auch in den Abbildungen der Fibeln und Spielbücher präsentieren sich die Kinderstuben entsprechend den Geschlechterrollen, und die kleineren Knaben sind mit Schaukelpferd, Baukasten und Ritterburg ausgestattet. Die Größeren zeigen sich mit Bücherregal, Globus und Brettspiel. Damit werden sie auf ihre zukünftige männliche Lebensrolle vorbereitet.

Das Wiener Großbürgerkind Alice Herdan-Zuckmayer schildert um 1900 über sein eigenes Kinderzimmer.

„Mein Zimmer war groß und breit, es war viel Platz zwischen dem Tisch in der Mitte und den Möbeln, die an den Wänden standen. Das Zimmer hatte vier schmale Fenster, und unter den Fenstern waren die Möbel der großen Puppen, das Puppenhaus, der Ankersteinbaukasten, die Eisenbahn untergebracht, und darüber lag, auf einem zierlichen Tischchen, in steter Pracht der Alpengarten. An der gegenüberliegenden Wand war mein großes Bett, und hinter seinem geschwungenen, hohen Kopfende ragte, von Zinnen gekrönt, als mächtiger Wachturm der hellblaue Kachelofen empor. Das Bett stand dicht an der Wand, so daß, wenn nachts die Angst kam, man sich mit dem Rücken zur Wand pressen und der Gefahr ins Auge sehen konnte. Die Matratzen waren weich – hartes Bett und hartes Brot hatten nur arme Leute – [...] Das Wichtigste aber in dem ganzen Bett war das kleine Polster, das auf dem großen Kopfpolster lag.“²⁵⁵

²⁵⁴ Adolf Ermann, *Mein Leben und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten.* (Leipzig 1929) 55f.

²⁵⁵ Herdan-Zuckmayer, *Das Kästchen.* 32f.

Des Öfteren kommen Beschreibungen von Kinderzimmern in den Lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen vor, wie etwa bei Therese Schobloch, genauere Beschreibungen waren aber selten:

„Wie war doch alles um mich schön, wie engelsgut meine Eltern und Tatta, wie zauberhaft die Weihnachtsfeste, wie vermehrte sich die Zahl der Puppen und der ihnen zugehörigen Möbelstücke in meinem Kinderzimmer, wie eröffneten die lieben Kinderbücher immer weitere Welten [...]“²⁵⁶

Charakteristisch für das Ende des 19. Jahrhunderts ist das „Jungmädchenzimmer“, das mit historisierenden Möbeln, bescheiden in der Ausführung, aber anspruchsvoll im Stil, ein entsprechender Rahmen für die junge Dame vor ihrer Verheleichung sein sollte.²⁵⁷ In der Großbürgerlichenschicht war das „Jungmädchenzimmer“, das meistens mit weißgelackten Möbel ausgestattet war, häufiger anzutreffen. Im Wiederholungsrhythmus der Generationen umgeben dann die Eltern ihre Töchter mit jener Wunschwelt von Möbeln und Gegenständen, die aus ihr die wohlerzogene junge Dame nach elterlicher Vorstellung machen soll.²⁵⁸ Exemplarisch dazu ein Auszug aus dem bekannten Buch „Der Trotzkepf“ von Emmy von Rhoden:

„Es war eine großartige Überraschung, die ihrer wartete. Als sie ihr Zimmer betrat, blieb sie sprachlos an der Türe stehen. Sie erkannte die früheren Räume nicht wieder. Wohn- und Schlafgemach hatten die Eltern im altdeutschen Stil eingerichtet. Nichts war vergessen. Vom Schreibtisch bis auf die kleine Schmucktruhe, die vor dem Spiegel auf einem Schränkchen stand.“²⁵⁹

Aus einigen Erinnerungen geht aber hervor, dass bei aller liebevollen Zuwendung der Eltern die Möglichkeiten zum Finden einer eigenen Identität doch sehr gering waren. Das Einrichten der Zimmer besorgen meist die Eltern und nicht die heranwachsenden Kinder selbst.

²⁵⁶ Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 19.

²⁵⁷ Vater, Mutter, Kind. 189.

²⁵⁸ Vater, Mutter, Kind. 187.

²⁵⁹ Emmy von Rhoden, Der Trotzkepf. (Stuttgart 1885) 271.

Die Lektüre von Lebensbeschreibungen des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt, dass die bürgerliche Kinderstube durchaus ein Privileg der Oberschicht war und auch hier nicht immer als idealer Spielort und kindlicher Eigenraum zu verstehen ist, sondern oft nicht mehr darstellte als das kombinierte Schlaf- und Spielzimmer mehrerer Geschwister, zumeist ausgestattet mit abgelegten, ererbten und übrig gebliebenen Möbeln.

Das wurde auch nach dem Ersten Weltkrieg nicht anders, als durch die zunehmende Urbanisierung und bald einsetzende Geldnot die Einrichtung von Kinderzimmern das Vorrecht einer zahlenmäßig abnehmenden Oberschicht blieb. Mit der geringeren Kinderzahl in der Kernfamilie, mit der Verkleinerung der Mietwohnungen in den Städten, mit dem zunehmenden Verschwinden der Dienstmädchen und Kinderfrauen schwanden auch die alten Kinderstuben mehr und mehr dahin. Der nach der Inflation verarmte bürgerliche Mittelstand versuchte, sein Prestige durch das Beibehalten des Wohnstandards mit Esszimmer und Herrenzimmer aufrechtzuerhalten; dazu kam das Schlafzimmer der Eltern, aber nicht unbedingt ein Kinderzimmer. Die Kinder mußten sich oft mit Schlafnischen und Spielecken zufrieden geben.²⁶⁰

8.3.5. Kein Kinderzimmer in der Arbeiterschicht und im Bauerntum

„Eine Kinderstube gab es nicht im Handwerkerhaus – höchstens einen gemeinsamen Schlafraum der Kinder.“²⁶¹ Ohne Zweifel war die Kinderstube im 19. Jahrhundert eine bürgerliche Einrichtung, sogar mehr eine mittel- bis großbürgerliche, zumindest in den größeren Städten. Ihre große Bedeutung für die kindliche Sozialisation ist offensichtlich. Damit erhebt sich aber zugleich die Frage, was die vielen Kinder, die keine Kinderstube hatten, vermissen mussten? Aus den Autobiografien geht

²⁶⁰ Ingeborg Weber-Kellermann, *Die Kinderstube* (Leipzig 1991) 36 37.

²⁶¹ Weber-Kellermann, *Die Kinderstube*. 21.

hervor, dass diese Kinder keine eigenen Kinderzimmer kannten. Sie hatten es auch sonst noch nirgends gesehen, da keine Familie aus ihrer sozialen Schicht darüber verfügte. So stellte sich wohl nicht die Frage, was sie vermissten, beziehungsweise war die allgemeine beengte Wohn- und Schlafsituation ein größeres Problem.

8.3.6. Funktionen des Kinderzimmers

Die Kinderstube hatte in den Erinnerungen der erwachsenen Erzähler und Befragten mehrere Funktionen und Aufgaben für die Kinder. Einerseits als Schlafstätte, zum Spielen, um Dinge aufzubewahren, aber auch um dort zu essen und zu arbeiten, das heißt seine Schularbeiten zu machen. Ursprünglich wurde die Kinderstube natürlich zum Schlafen verwendet, oft gab es nur ein oder mehrere Betten und vielleicht einen Kasten. Es dauerte seine Zeit, bis das Zimmer auch als Spielstätte und Aufenthaltsraum verwendet wurde.

Damals wie heute war auch der Übergang vom Gitterbetchen in ein Bett der Großen eine wichtige Stufe im kindlichen Leben. Simone de Beauvoir, geboren 1908, erinnert sich:

„Mir als der Älteren standen jedoch gewisse Vorteile zu. Ich hatte ein Zimmer, das ich zwar mit Louise (dem Kindermädchen) teilte, und schlief in einem - kopierten – antiken Bett aus geschnitztem Holz, über dem eine Reproduktion der Himmelfahrt Mariä von Murillo hing. Für meine Schwester wurde ein Gitterbett in einem engen Korridor aufgestellt.“²⁶²

Im Bürgertum nahmen die Kinder ihr Essen meist mit den Erwachsenen gemeinsam ein, entweder auf einem Klappstühlchen am Tisch der Eltern oder auf dem „Katzentisch“²⁶³, einem kleinen Tisch für Kinder, in der Wohnstube. Dort saßen alle Geschwister zusammen, die Ältern halfen den Jüngeren beim „Essen“ lernen. Sobald die Kinder etwas größer werden essen sie mit am Familientisch. Nur das nachmittägliche Vesperbrot und zuweilen die zeitlich vorgezogene Abendmahlzeit

²⁶² Simone de Beauvoir, *Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* (Hamburg-Reinbek 1960)

41.

²⁶³ Weber-Kellermann, *Die Kinderstube*. 67.

werden dann noch im Kinderzimmer verspeist. Von den Festlichkeiten war es höchstens der Kindergeburtstag, an dem die kleine Hauptperson mit bei den Großen sitzen durfte.

Das Essen im Kinderzimmer hat auch den Vorzug der passenden Möbel, die der Größe der Kinder angepasst sind, so daß sie sich nicht mit viel zu großen Stühlen und hohen Tischen plagen müssen. Es war das Biedermeier, das die Kindermöbel erfand und damit auf die Bedürfnisse der Kinder einging, ohne sie verständnislos als kleine Erwachsene zu überfordern²⁶⁴ (siehe Kapitel: Kindermöbel).

Die Hauptfunktion der Kinderstube gilt ihrer Eigenschaft als Ort des Spielens – des Alleinspielens wie des geselligen Spiels mit Freunden und Geschwistern.

Des Weiteren wurden die Kinderstuben auch als Aufbewahrungsort verschiedenster Sachen verwendet, gerade Kinder neigen zu hoher Sammelleidenschaft. Die Freuden des Sammelns können gerade aus der totalen Nutzlosigkeit des gesammelten Eigentums emporsprießen. Doch das eigene Verfügen können über diese Gegenstände gibt dem gesammelten Kind ein Gefühl persönlicher Freiheit. Daher rührt die große Wertschätzung des Gesammelten und dessen liebevolle Aufbewahrung, die dem Stellenwert der Dinge im eigenen Gefühlshaushalt entspricht.²⁶⁵

Abschließend ist festzustellen, dass sich das Kinderzimmer im Vergleich zu anderen Wohnräumen, erst ab Mitte des 20. Jahrhundert und später in allen Gesellschaftsschichten durchsetzen konnte. Zuvor war es hauptsächlich adeligen und großbürgerlichen Kreisen vorbehalten.

Nicht von ungefähr kommt der Ausdruck der „guten Kinderstube“, die ein Synonym für die gute bürgerliche Erziehung wurde. Im Gegensatz zur Kindheit der unteren Schichten, die sich auf der Straße abspielte.

Sabine Schwabl stellt in ihrer Arbeit zum „Kinderzimmer“ eine interessante Behauptung auf. Sie meint, das Kinderzimmer habe seine

²⁶⁴ Ebd. 72.

²⁶⁵ Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 90.

ursprüngliche Bedeutung der „Verbannung“ des Kindes aus dem elterlichen Bett und Schlafzimmer verloren, da heutzutage die Kinder ihr eigenes Zimmer zum „Sich-Zurück-Ziehen“ verstehen. Jedoch suchen viele Kleinkinder die soziale Nähe der Eltern, etwa in dem sie die Nacht bei den Eltern im Bett verbringen. Somit kann man von einer „Rücknahme“ der Forderungen der Pädagogen des 18. Jahrhunderts ausgehen, deren wichtigstes Anliegen die Trennung des elterlichen und kindlichen Schlafbereichs war.²⁶⁶

8.3.7. Kindermöbel

Philippe Ariès These, dass sich die Kindheit als spezifisches Lebensalter erst im Laufe der Neuzeit sukzessive entwickelt hat, wird auch durch die speziell für Kinder entwickelten Möbelstücke bestätigt. Bis dahin lassen sich nur Kindermöbel nachweisen, die ausschließlich dem Kleinkind dienen, nämlich die Wiege als Schlafplatz, der Laufstall als Gehschule und kleine Leibstühle.

„Ob der Phillip heute still wohl bei Tische sitzen will“ also sprach in ernstem Ton der Papa zu seinem Sohn.

So beginnt „Die Geschichte vom Zappel-Philipp“ in Heinrich Hoffmanns bekanntem Kinderbuch „Der Struwwelpeter“²⁶⁷, in der Sohn Philipp beim Essen auf dem für ihn zu hohen Stuhl schaukelte, was einen Unfall zur Folge hatte. Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Geschichte als pädagogische Warnung an bewegungsfreudige Kinder gemeint. Heute sehen wir in der Figur des Zappel-Philipp kein undiszipliniertes Kind, sondern vielmehr eines, das auf dem für Erwachsene gemachten Stuhl unbequem und daher unruhig sitzt. Kinderstühle wurden bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts von Handwerkern als Einzelstücke angefertigt und waren daher für breite Bevölkerungsschichten unerschwinglich.²⁶⁸

²⁶⁶ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 121.

²⁶⁷ Heinrich Hoffmann, Der Struwwelpeter (Wien 1948).

²⁶⁸ Vgl. Eva B. Ottilinger, Zappel, Philipp! Kindermöbel. Eine Designgeschichte. Bd. 24 (Wien 2006) 35.

In der Literatur ist oft beschrieben, dass „in früheren Jahrhunderten die Kinder oft am gemeinsamen Esstisch standen beim Essen. Ein Brauch, aus Not und Respekt entstanden, der erst im 18. Jahrhundert langsam verschwindet. Dementsprechend gab es keine Kindereßstühle [...]“²⁶⁹ Selma Lagerlöf beschreibt in ihren Kindheitserinnerungen, welchen Stellenwert die Kindermöbel für das Selbstverständnis der Kinder bedeutet haben.

„Was die Kinder damals als ihren höchsten Schatz betrachteten, das waren drei kleine Holzstühlchen. Sie waren ein Geschenk von dem prächtigen alten Schreiner in Askersby. Die Stühlchen waren stark und dauerhaft. Man konnte sie als Tisch und als Schlitten verwenden; die Kinder konnten damit in der ganzen Stube herumreiten, sie konnten hinaufsteigen und wieder herunterspringen, oder sie konnten sie hinlegen und Hof und Stall vorstellen lassen, kurz, es gab überhaupt nichts, wozu diese Stühlchen nicht zu gebrauchen gewesen wären.“²⁷⁰

8.3.7.1. Exkurs: Thonet

Die Gebrüder Thonet, mit Firmensitz in Wien, könnte man als Pioniere des Kindermöbeldesigns bezeichnen. Bereits in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts boten sie spezielle Möbel für Kinder in ihrem Produktkatalog an. Die Palette reichte von einem „Kinder-Speise-Sessel“ über ein „Kinder-Schaukel-Fauteuil“ bis hin zu einer Sitzgarnitur für Kinder.²⁷¹

Anlässlich der Wiener Weltausstellung 1873 wurden diese und weitere Kindermöbel präsentiert, als Ergänzung zu der Wohnungseinrichtung für Erwachsene. Natürlich erreichten diese Möbel noch nicht die breite Masse, aber zumindest für das Bürgertum wurden diese Möbel erschwinglich. Der billigste Standardstuhl für Erwachsene kostete damals drei Gulden, die Version für Kinder war für zwei Gulden zu haben.

²⁶⁹ Vater, Mutter, Kind. 185.

²⁷⁰ Selma Lagerlöf, Marbacka. Jugenderinnerungen (München 1924)12.

²⁷¹ Vgl. Ottilinger, Zappel, Philipp! 35.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Einrichtung der Wohnung und des Hauses zum Thema kunstgewerblicher Reformbewegungen. Zahlreiche Einrichtungshandbücher widmeten sich dem künstlerisch gestalteten Heim. Jedoch gab es selten Hinweise auf die Gestaltung von Kinderzimmern oder über Möbel für Kinder. Cornelius Gurlitt kommt in seiner Publikation im Jahr 1888 nur kurz auf die Kinder im Wohnraum zu sprechen. „Die Möbel des Wohnzimmers seien so eingerichtet, dass Kinder ohne Gefahr an denselben herumklettern können.“²⁷² Erst im Jahr 1905 schrieb Joseph August Lux in „Die Moderne Wohnung und ihre Ausstattung“ über das Kinderzimmer:

„Ein Zimmer kenne ich, das eitel Freude ist. Kunst im vornehmen Sinne hat wenig dort zu schaffen, aber das ganz recht. Die Kinder, denen dieser Raum zum Aufenthalt dient, brauchen nicht zu fürchten, irgendeinen kostbaren Gegenstand zu beschädigen. Nichts hemmt die Freiheit ihrer Bewegung. (...) Und das ist gut. Luft, Licht und Freiheit muß das Kinderzimmer gewähren. (...) Zur Blumenpflege soll man Kinder früh anregen, sie ist das beste Mittel zur Erziehung der Naturfreude und der Beobachtungsgabe. (...) Zu zeichnen haben Kinder immer. Das ist die erste bildnerische Regung, die man an ihnen beobachtet. Man wird daher gut daran tun, an einer Wandstelle eine große Tafel mit Kreide und Schwamm anbringen zu lassen, daran der bildnerische Sinn der Kleinsten austoben mag.“²⁷³

Hygiene und pädagogische Überlegungen sollten bei der Einrichtung des Kinderzimmers also im Vordergrund stehen. Für die führenden Entwerfer der Wiener Moderne um 1900 wurde das Kinderzimmer nun auch zu einer interessanten Gestaltungsaufgabe. Als nun Architekten für meist reichere Kunden aus der Bürgerschicht eine Einrichtung entwarfen, wurde auch das Mobiliar für das Kinderzimmer geplant.²⁷⁴ Die Wände wurden oft sehr künstlerisch bemalt, mit Tier- und Pflanzenmotiven.

²⁷² Cornelius Gurlitt, Im Bürgerhause, Plauderei über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungs-Ausstattung (Dresden 1888) 94.

²⁷³ Joseph August Lux, Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung (Wien/Leipzig 1905) 136 38.

²⁷⁴ Vgl. Ottilinger, Zappel, Philipp! 36.

Da diese Kinderzimmer nur begüterten Familien vorbehalten waren, begannen sich nun die Architekten auch mit der Gestaltung von Serienmöbeln für Kinder zu beschäftigen. Beispiel dafür ist Joseph Hoffmann, der als Möbeldesigner neben der Wiener Werkstätte auch sehr eng mit den Bugholzmöbelfabrikanten J. & J. Kohn zusammenarbeitete. Die Firma Kohn, der wichtigste Konkurrent der Gebrüder Thonet, präsentierte im Rahmen der Kunstschau ein von Hoffmann geplantes Landhaus, das zur Gänze mit Bugholzmöbeln des Architekten eingerichtet war. Unter den Musterräumen befand sich auch ein Kinderzimmer, das mit einem Kinderbett, einem Hochstuhl, einem Kinderschaukelstuhl, einer Sitzgruppe und einer Wiege eingerichtet war.²⁷⁵

Auch der Architekt Otto Prutscher, einer der vielseitigsten Entwerferpersönlichkeiten der Wiener Moderne, entwarf für die Gebrüder Thonet mehrere Bugholzmöbel, darunter auch eine Gruppe von Kindermöbeln bekannt durch das Herzmotiv an der Rückenlehne. Das traditionelle Kinderprogramm der Firma Thonet wurde auch nach dem Ersten Weltkrieg weiterproduziert.²⁷⁶

Eine kinderfreundliche Gesellschaft erfand im 19. Jahrhundert das Schülerpult fürs Kinderzimmer, das sich in leicht veränderter Form bis weit in die Gegenwart erhalten hat: ein gesundheitsförderndes Möbel mit einem unpraktischen Klapppult und steiler Rückenlehne zum Geradesitzen. Wohl war es ein Vorteil gegenüber früherer Zeiten, daß sich die Lernanfänger nun nicht mehr an zu hohen Tischen plagen mussten.²⁷⁷ Aber das steife Möbel, das allzu sehr an die Schulbänke erinnert, ist bei den Kindern nicht beliebt. Sie wünschen sich lieber einen richtigen kleinen Schreibtisch, der nach neuesten Möbelkonstruktionen mit ihnen wachsen kann.

Der kleine Walter Benjamin liebte sein Pult und der Erinnerung an dieses Kindermöbel in seiner „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“ ein ganzes Kapitel, in dem er dessen Qualitäten beschreibt:

²⁷⁵ Ebd. 40.

²⁷⁶ Ottilinger, Zappel, Philipp! 40 42.

²⁷⁷ Weber-Kellermann, Die Kinderstube. 90.

„Das Pult. Der Arzt fand, ich sei kurzsichtig. Und er verschrieb mir nicht nur eine Brille, sondern auch ein Pult. Es war sehr sinnig konstruiert. Man konnte den Sitz verstellen, derart, daß er näher oder entfernter vor der Platte lag, die abgeschrägt war und zum Schreiben diente, dazu der waagrechte Balken an der Lehne, welcher als Rückenstütze dem Rücken einen Halt bot, nicht zu reden von der kleinen Bücherstütze, die das Ganze krönte und verschiebbar war. Das Pult am Fenster wurde bald mein Lieblingsplatz. [...] Oft war es, wenn ich aus der Schule kam, mein erstes, mit meinem Pulte Wiedersehen zu feiern, indem ich es zum Schauplatz irgendeiner meiner liebsten Beschäftigungen machte...“²⁷⁸

Kleinere Kinder machten aber oft weiterhin ihre Schulaufgaben lieber am abgeräumten Esstisch in der Nähe der Mutter, trotz schönem Kinderzimmer. Erst die Größeren wissen ihr eigenes „Reich“ zu schätzen und zu nutzen.

8.4. Kinderkleidung

„Kleider machen Leute“ sagt das Sprichwort. Kleider sind also Zeichen, die etwas ausdrücken und eine Gruppenzugehörigkeit signalisieren, wie sie vom Träger gewünscht oder von anderen interpretiert wird.

Das gilt nicht nur für die großen Leute, sondern auch für die Kleinen, für die Kinder, wobei natürlich die Eltern die Mode bestimmen. Kinderkleidung ist objektiv und subjektiv ein deutliches Zeichen für Kindheit, - eingebunden in ein kompliziertes Geflecht von wirtschaftlich-sozialen, ästhetisch-psychischen und handwerklich-technischen Bedingungen.²⁷⁹ Die materielle Lage der Eltern spielt für die Kinderkleidung eine wichtige Rolle, aber auch das Bewusstsein ihrer gesellschaftlichen Position. Die Kindermoden der Epochen bestimmen die innerfamiliären Rollen der Familienmitglieder; wann die Teenagerkleidung beginnt, und ob die Eltern die gängigen modischen Gesetze befolgen, sagt wiederum etwas aus über die Vorstellungen von „Kindheit“ in der Erwachsenenwelt. Schließlich wirken auch Handwerk und Technik auf die Kindermoden ein. Hausschneiderin und

²⁷⁸ Walter Benjamin, *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* (Frankfurt am Main 1975) 110.

²⁷⁹ Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 7.

Modezeitschriften oder Selbstgenähtes aus Vaters altem Anzug, die Erfindung der Nähmaschine und des Schnittmusterbogens: als das beeinflusst Form und Qualität der Kinderkleidung.²⁸⁰

Kinderkleidung nimmt also teil an den Entwicklungen der Mode, der Kostümgeschichte, - besonders in jenen historischen Epochen, da Kinder wie kleine Erwachsene gekleidet wurden, also vor Beginn des 19. Jahrhunderts. Entscheidend war aber natürlich auch das unterschiedliche Aussehen der Kinder entsprechend ihrer unterschiedlichen sozialen Herkunft.

Nach Weber-Kellermann gilt die These: „je stärker eine Gesellschaft sozial geschichtet ist, um so deutlicher macht sie diese Schichtung durch kulturelle Zeichen wie Kleidung erkennbar.“²⁸¹

„Bis zum 2.- 3. Lebensjahr, also solange sie sich noch leicht naß machten, trugen Mädchen und Knaben das ganze Jahrhundert hindurch Kleidchen ohne Unterhöschen – vor allem wohl aus Gründen der Hygiene.“²⁸²

Mit der Französischen Revolution vollzog sich eine tief greifende Änderung des Kleidungsstils, und es zeigte sich, wie deutlich die Gesellschaft durch die „Sprache“ des Anzugs soziale Entwicklungen wiedergeben konnte. Für die Frauen brachte die neue Zeit eine Abkehr von Perücke, Korsett und Krinoline, man kleidete sich nun einfacher und natürlicher. Diese Mode war nun erstmals für alle Bevölkerungsschichten tragbar. Die bürgerlichen Männer trugen nun anstatt der seidenen Kniehosen der Aristokratie die einfache Röhrenhose, übernommen von der Werktagskleidung der Matrosen und Arbeiter. Natürlich änderte sich nun auch in der Kindermode einiges. Während noch im 17. Jahrhundert die Mädchen in Korsetts wie ihre Mütter gezwängt wurden, damit sie schon früh die schlanke Taille erlangen, begann nun ein Umdenken.

²⁸⁰ Vgl. Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 7.

²⁸¹ Ebd. 8.

²⁸² Weber-Kellermann. Die Kindheit. 112.

In Österreich kam 1783 ein Erlaß heraus, in dem das Miedertragen für Mädchen in allen Klöstern, Waisenhäusern und sonstigen Erziehungsanstalten untersagt wurde.²⁸³ Die Frage ist aber, welche Beweggründe hinter diesem Erlass standen. Möglicherweise ist für Kinder der unteren Schichten eine „elegante“ Kleidung nicht notwendig, wozu benötigen diese Mädchen denn eine schlanke Taille? Oder steckt wirklich die praktischere und bequemere Absicht dahinter?

Die Modeentwicklung seit dem späten 18. Jahrhundert ist anhand der zunächst von Frankreich, dann immer mehr von England, beeinflussten Modezeitschriften nachzuvollziehen. Es wurde aber nicht nur nach den Journalen ausgesucht, es gab auch Anziehpuppen im Ausschneidebogen, die durchaus nicht nur als Spielzeug für Mädchen anzusehen ist, sondern auch von den Erwachsenen als Modemuster benutzt wurde. Auf den Modeblättern, auf den Ausschneidebögen erscheinen allerdings nur feine Kinder, geputzt gekämmt, artig und sauber. Sie vertraten die Reiche-Leute-Welt und die ihr Nachstrebenden.²⁸⁴ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts brachten immer mehr Modezeitschriften zusätzliche Beilagen für verschiedene weibliche Handarbeiten und genaue Anleitungen zum Selbstschneidern.

Die Modejournale verbreiten diese neue Gesinnung in der Mode auch für eine vernünftigere Kinderkleidung. Eine der ersten Erwähnungen von Kindermode im deutschsprachigen Raum finden wir in der Zeitschrift „Journal des Luxus und der Moden“ aus dem Jahr 1791:

„Über Kinder-Kleidung

Die Wahl der Form einer richtigen, zweckmäßigen Kinderkleidung ist gewiß von äußerster Wichtigkeit, weil so viel in der physischen Erziehung unserer Kinder und ihres künftigen Wohls davon abhängt. [...]²⁸⁵

²⁸³ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 18.

²⁸⁴ Ebd. 23.

²⁸⁵ Ebd. 8.

Bis es allerdings eigene Zeitschriften für Kindermode gab, vergingen noch mehr als hundert Jahre.

Die eindeutige Trennung der Lebensalter anhand der Kleidung, wie es früher üblich war, lassen sich heutzutage nicht mehr so zuordnen. Kinder tragen meistens die kleinere Version der Mode der Eltern. Interessant wäre zu untersuchen, ob es mehr daran liegt, dass Kinder schon früher groß sein wollen, oder ob sich die Erwachsenen den Status der Jugend möglichst lange bewahren möchten.

8.4.1. Aristokratische Kinderkleidung

Bis Ende des 18. Jahrhunderts war „modisch (à la mode) gekleidet sein“, gleichbedeutend mit „französisch gekleidet sein“. Nun änderte sich zumindest in der Herrenmode der adeligen Gesellschaft der Trend in Richtung englischer Mode. Die Werther-Kleidung, von Goethe proklamiert, war im deutschen Raum an die Stelle des bestickten seidenen Anzugs getreten. Der blaue Frack, die ledergelbe Weste, Stiefel mit braunen Stulpen: das war die Kleidung des „Sturm und Drang“.²⁸⁶ Da damals noch wenig Unterschied zwischen Erwachsenen- und Kindermode bestand, trugen auch die Knaben den Werther-Anzug.

Seit 1780 machten sich die neuen Tendenzen auch bei der Kindermode bemerkbar, die Kleidung sollte kindgerechter sein und dem Spieldrang mehr Freiheit gewähren. Immer öfter konnte man die kleinen Jungen der oberen Schichten in einem modischen, von England kommenden Anzug, dem Skeleton,²⁸⁷ sehen. Dieser bestand aus einer langen, bis unter die Achsel reichenden Hose und einer kurzen Jacke, die darüber getragen wurde. Im Gegensatz dazu stand eine Art kindlicher Uniform, äußeres Zeichen einer standesgemäßen Erziehung, aber auch der Stellung auf der hierarchischen Rangstufenleiter. Die frühzeitige Festlegung der

²⁸⁶ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 25.

²⁸⁷ Ebd. 26.

Knaben aus den Aristokratenfamilien auf eine militärische Laufbahn galt oft als Selbstverständlichkeit.

Den aristokratischen Mädchen ging es besser, sie übernahmen wie ihre Mütter frühzeitig die Mode und erschienen auf den Porträts im offenen losen weißen Kleid. Vom französischen Hof gingen neue „bürgerliche“ Impulse aus, die sich auch in der Kinderkleidung niederschlugen.²⁸⁸

Durch die strukturellen Veränderungen der Gesellschaft, das Absinken der einst führenden Aristokratie und das Aufsteigen der mittleren Schicht mit ihrem Modebewusstsein, kann man nun die beiden Schichten – Aristokratie und Bürgertum – modisch als eine zusammenhängende Gruppe sehen.²⁸⁹

Aus diesem Grund werde ich hier nicht weiter auf die Kindermode in der adeligen Gesellschaft eingehen. Wie die Entwicklung weiter verläuft, kann man im folgenden Kapitel „Bürgerliche Kinderkleidung“ nachlesen.

8.4.2. Bürgerliche Kinderkleidung

Im 19. Jahrhundert übernahm das Bürgertum die Modeführung in Europa, was eine kostümliche Auseinanderentwicklung von Stadt und Land zur Folge hatte. Die Städter begannen also ihr Kleidungsverhalten von den ländlich-regionalen Merkmalen abzulösen und dem bürgerlich bestimmten internationalen Modetrend zu folgen, wie es in den vorhergehenden Epochen die Aristokraten gegenüber den Bürgern getan hatten.²⁹⁰

In der bürgerlichen Schicht fanden die neuen Ideen in Bezug auf Kinderkleidung viel Aufmerksamkeit, dieses Interesse und Verständnis für die Bedürfnisse der Kinder verwirklichte sich im modernen Trend der Kindermode. Die Bürger, seit den Ausklängen der Französischen Revolution führende Schicht auch für die Mode, waren schon damals keine homogene Bevölkerungsgruppe mehr. Immer deutlicher differenzierten sich nach ihren ökonomischen Möglichkeiten Groß- und

²⁸⁸ Ebd. 29.

²⁸⁹ Ebd. 78.

²⁹⁰ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 148.

Kleinbürger, zwischen denen das aufkommende Bildungsbürgertum stand.²⁹¹ Das soziale Gefälle zwischen Klein- und Großbürgertum wirkt sich im Kleidungsverhalten aus, je höher die soziale Schicht, desto größer die Kleidungszwänge für die Kinder²⁹².

Einen völligen modischen Umbruch brachten die Ideen der Französischen Revolution dem Bürgertum, der neuen führenden Sozialgruppe. Kniehose und gepuderte Zopffrisur wurden zu Symbolen des verhaßten Ancien régime. Der bewusste Bürger trug das lange Beinkleid, die Pantalons.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich, den Körper von Kleinkindern einschließlich der Arme mit Tüchern und Bändern eng zu umwickeln.²⁹³ „Die Säuglinge wurden oft alleine gelassen und diese Methode sollte Unfälle vermeiden, aber auch Knochenverkrümmungen vermeiden helfen. Die fest gewickelten „Fatschenkinder“ entwickelten jedoch eine extreme Passivität.“²⁹⁴ In den Erziehungsratgebern des 19. Jahrhunderts wird aber für eine lockere Wickelmethode plädiert, bei der die Säuglinge sich freier bewegen können.

8.4.2.1. Knaben

„Nach 1820 verschwand der um 1780 in der Knabenmode aufgekommene Skeleton, die neue Mode war das so genannte „Habit“, ein zusammengenähter Jacke-Hosen-Anzug.“²⁹⁵ Man trug aber auch lange, weiße Leinenhosen und weite, gegürtete Kittel mit breiten, weißen Kragen. Darüber zogen reichere Kinder Samt-Jacken oder Mäntel, die im Schnitt den Kitteln angepasst waren. Nach ein paar Jahren verkürzten sich zunächst die Hosen, die Kittel wurden aber länger. Daneben gab es eine Art von Alternativmode, zumindest für die Knaben: eine lange Hose mit frackartiger Jacke, zuweilen auch Weste, also ein

²⁹¹ Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 42.

²⁹² Vgl. Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 56.

²⁹³ Vgl. Vater, Mutter, Kind. 164.

²⁹⁴ Eiszner, *Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau*. 53.

²⁹⁵ Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 43.

Anzug, der dem kleidungsmäßigen Aussehen des Vaters entsprach.²⁹⁶
Aber nicht nur die zivile Herrenkleidung, sondern auch das Uniform-Image war ein Vorbild für die bürgerliche Knabenkleidung.

„Mitte des 19. Jahrhundert änderte sich nicht viel in der Bekleidung der Knaben, immer noch trug der „kleine Herr“ den englischen Anzug.“²⁹⁷
Uniformähnliche Anzüge prägten noch immer das Bild der Knabenmode, jedoch neigte man jetzt in der oberen Gesellschaftsschicht zu schlichterer Kleidung, im Gegensatz zum Mittelstand.

In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden Matrosenanzüge zum Inbegriff der Kleidung des bürgerlichen Kindes.^{298 299} Es gibt wohl kein Kleidungsstück, das so sehr kindliches Allgemeingut gewesen ist und zum Abzeichen der Kindheit wurde, wie der Matrosenanzug. „Festzuhalten ist, daß damals das Bürgertum in bewußter Absetzung von der Aristokratie eine eigene natürliche Kleidung für seine Kinder suchte und dafür eine Arbeitertracht als Vorbild fand.“³⁰⁰ Im deutschsprachigen Raum verbreitete sich der Matrosenanzug um 1870 und wurde, obwohl er auch von den Arbeiterkindern getragen wurde, vor allem zu Standeskleidung der Kinder aus dem Bürgertum.³⁰¹ „Charakteristisch war der halsfreie Ausschnitt und der abknöpfbare Schulterkragen der Bluse, die von den Knaben zur kurzen Hose, von den Mädchen zu Faltenrock getragen wurde.“³⁰²
„Wenn wir spazierengingen, trug ich meistens ein Matrosenkleid. Ja ich besaß sogar eine Mütze, wie sie heute noch die Wiener Sängerknaben tragen.“³⁰³

Der Matrosenanzug verlor erst nach dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung, da die Nationalsozialisten diese Kindertracht nicht schätzten, ja sie verachteten diese bürgerlich-reaktionäre Kleidung.³⁰⁴

²⁹⁶ Vgl. Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 45.

²⁹⁷ Ebd. 62.

²⁹⁸ März, *Autobiographie Pernitza*. 49.

²⁹⁹ Vgl. Vater Mutter Kind. 168.

³⁰⁰ Weber-Kellermann, *Die Kindheit*. 127.

³⁰¹ Vgl. Eiszner, *Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau*. 54.

³⁰² Weber-Kellermann, *Kindheit*. 127.

³⁰³ Krobath-Ballak, *Meine Kindheit*. 25.

Friedrich Pernitza bekam seinen ersten Anzug von seiner Patentante zu seinem Namenstag geschenkt. Auch seine Haare wurden ihm nun kurz geschnitten, über deren Verlust er damals sehr geweint hat. Er war nun vom Kleinkind zum Kind geworden. Später erinnert er sich daran, in seinem ersten Tanzkurs [im 7. oder 8. Lebensjahr] einen dunkelbraunen Samtanzug mit kurzer Hose, schwarzen Strümpfen und Pumps getragen zu haben.³⁰⁵

8.4.2.2. Mädchen

Auch die weibliche Mode änderte sich unter den revolutionären Einflüssen zu Beginn des 19. Jahrhunderts total, ja noch schneller als die männliche. Die von Rousseau gepredigte Rückkehr zur Natur brachte die Verbannung von Perücke, Korsett und Krinoline. Man kleidete sich natürlich und antik im losen, leicht gegürteten Chemisenkleid und mit kurz geschnittener Titusfrisur. Diese bequeme, unaufwendige Kleidung eroberte alle Schichten und Altersstufen.³⁰⁶ Betrachtet man die Abbildung von Mutter und Tochter in dieser neuen „englischen“ Mode, so fällt auf, dass die Kinderkleidung sich nicht sehr von der der Erwachsenen unterschied. Zwar gestand man den Kindern mehr Kindlichkeit zu, aber es darf nicht übersehen werden, dass das neue Verhältnis noch in seinen Anfängen steckte. Nach wie vor endete die eigentliche Kindheit mit dem Eintritt in das Lernalter, was sich auch in der Kleidung ausdrückte.

In den obersten Schichten des Bürgertums kleidete man die Mädchen wie bei den Aristokraten in zartfarbene, mit Schärpen umgürtete Musselinkleider. Die Röcke wurden kürzer, sie reichten nur mehr bis unters Knie, und darunter schauten lange weiße Wäschehosen hervor als Teil der Oberbekleidung. Im Laufe der Zeit wurden diese „Hosen“ wieder kürzer, die Röcke länger, und so war diese Mode Mitte des 19.

³⁰⁴ Weber-Kellermann, Die Kindheit. 130.

³⁰⁵ Vgl. März. Autobiographie Pernitza. 48f.

³⁰⁶ Vgl. Weber-Kellermann, Die Kindheit. 132.

Jahrhunderts wieder verschwunden. Man könnte sagen, diese Wäschehosen waren ein modisches Charakteristikum der Biedermeierzeit, aber vielleicht ersetzten sie auch nur aus hygienischen Gründen den Unterrock.³⁰⁷ Typisch für das Biedermeier waren bei den Mädchen an den Schläfen angeflochtene Zöpfe mit einem Mittelscheitel, statt der hochtoupierten Lockenfrisuren des 18. Jahrhunderts. Detaillierte Anweisungen für die Kindermode der letzten Vormärzjahre kann man in der Modezeitschrift „Die Mode“³⁰⁸ von 1847 nachlesen.

Nicht früh genug konnte man damit beginnen, die kindliche Unbefangenheit den Zwängen des Erwachsenenlebens zu unterwerfen, die Kinder der großbürgerlichen Familie sollten sich an die gestellten Ansprüche gewöhnen. Die sogenannte Wespentaille wurde zum modischen Ideal des Erwachsenseins, wofür man aber schon in der Jugend arbeiten, d. h. ein Korsett tragen mußte.³⁰⁹

In den 50er Jahren des 19. Jahrhundert änderte sich die Mode für die Mädchen wieder, die Zeiten der kindgemäßen Kleidung waren vorbei. Das Fischbeinkorsett kam wieder auf, auch wenn diese Modezwänge in der Öffentlichkeit nicht unwidersprochen blieben.³¹⁰ Denn sie waren außerordentlich gesundheitsschädlich und ließen dem kindlichen Bewegungsdrang wenig Freiheit.

Die ersten Jahre des Kaiserreichs, die Gründerzeit, zeichnete sich für die Neureichen durch eine Neigung zum Pompösen, im Wohnungs- und Kleidungsstil, die oft zu peinlicher Geschmacklosigkeit führte. „Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die herrschaftliche Damenmode immer aufwendiger, kostspieliger und signalisierte eine immer weitere Entfernung vom alltäglichen Arbeitsleben. Um 1870 setzte sich, zur Betonung des schönen Hinterteils, die Tournüre durch.

³⁰⁷ Vgl. Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 50.

³⁰⁸ Vgl. „Die Mode“, Jahrgang 1847/21, 351f.

³⁰⁹ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 68.

³¹⁰ Vgl. Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 66.

Im vorne enggespannten, fußfreien Rock und lang herabgezogener Taille sollte die Gestalt schmal und schlank erscheinen.“³¹¹

Therese Schobloch über ihre Mutter und deren Vorstellungen der Kindermode um die Jahrhundertwende:

„Mama hatte nämlich einen wahren Horror vor allem, was an Kindern absichtlich, posenhaft oder selbstgefällig erscheinen mochte. Das sie der Ansicht war, daß Bedachtnahme auf hübsches Äußeres notwendig zu dem führen müsse, was sie „affektiert“ nannte, verbot sie sie lieber kurzerhand. Sie selbst wählte Kleidchen, Haartracht und alles übrige so, wie es ihr gefiel und – unschädlich schien. Aber leider gefiel ihr eben nur die Kinderkleidung, die nach dem schon versinkenden Motto „das Kind ist ein kleiner Erwachsener“ ausgerichtet war, und so mussten es eben die Federhütchen, Stehkrägelchen und Rüschen sein... die Kinder auf den Tennisplätzen dagegen und viel andere, die man täglich sehen konnte, waren schon nach dem sich mächtig durchsetzenden Geschmack des 20. Jahrhunderts hygienisch und kindertümlich, nicht anders als unsere heutigen Kinder, gekleidet. Aber diese Art schien Mama „salopp“, „unsolid“ und einfach unmöglich...“³¹²

Nach 1890 veränderten sich das gesellschaftliche Leben, und auch die Mode. Allgemein differenzierte sich die Kleidung in Straßen- und Berufskleidung, Sport-, Nachmittags- und Abendkleidung. Die berufstätige Frau, die Teilnehmerin an der bürgerlichen Frauenbewegung, trug Schneiderkostüm und Hemdblusen.

Bei den Mädchen begann die Erziehung zur jungen attraktiven Frau sehr früh, noch vor der Pubertät: „Mit 10 Jahren war also nun schon wieder für die Mädchen die Kindheit vorbei, und sie hatten sich auf ihre Rolle als junge Dame vorzubereiten. Tanzstunde galt als ein wichtiger Faktor in der Erziehung der kleinen Mädchen zur Weiblichkeit.“³¹³

Auch Therese Schobloch weiß von den Veränderungen bei der Kleidung und der Frisur zu berichten, als sie fast zehn Jahre alt war:

„Von dieser Zeit an mußte ich übrigens trotz Protestes meine Zöpfchen fest und straff um den Kopf gesteckt tragen – wohl zum

³¹¹ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 76f..

³¹² Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 58.

³¹³ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 55.

Zeichen des beginnenden Lebensernstes. Ich verabscheute diese Haartracht, doch sie blieb von nun an auf Jahre Diktat. Auch die geliebten „Sockerln“ (die Tatta erst kürzlich für mich durchgesetzt hatte) wurden für unziemlich erklärt, die Kleidchen neuerdings verlängert.“³¹⁴

Lorle Schinnerer-Kamler beschreibt ihre und des Bruders Kleidung, die bei ihnen im Jahr 1911 bei festlichen Anlässen üblich war:

„Nur zu Kaisers Geburtstag, am 20. August, wurden wir wieder angezogen, wie in Cospoli gewohnt. Bernd in seinen weißen Matrosenanzügen, wie es damals für Kinder „modern“ war, und ich auch in weiß, mit weißen Sockerln, schwarzen Lackspangenschuhen.“³¹⁵

Christine Schleifer erzählt von ihren Kindersorgen:

„Ich erinnere mich an mein blau-kariertes Mäntelchen und besonders an die Knöpfelschuhe, von denen ich zwei Paar hatte. Die noblen mit den Lackkappen wollte ich nur zu den feinen maschingestrickten Strümpfen tragen, die derberen zu den von Großmutter Schleifer handgestrickten Strümpfen. Ich wagte aber nicht, diesen Wunsch zu äußern, und war glücklich oder unglücklich, wenn Schuhe und Strümpfe nach Wunsch – oder eben nicht – zusammenpassten. Das waren Kindersorgen!“³¹⁶

Wie wichtig die Kleidung und das Aussehen der bürgerlichen Kinder waren, und mit welchem Aufwand man sich darum kümmerte und auch von den Kindern verlangt wurde, zeigt die Beschreibung von Margarete Krobath-Ballak:

„Ein besonderer Festtag war Fronleichnam. [...] Das Festkleidchen hing schon bereit. Die langen Haare wurden gewaschen und die Lockenwickler festgesteckt – eine etwas schmerzhafteste Prozedur. Die Lockenwickler waren aus biegsamen Draht, der in feines braunes Leder genäht war. Mit diesen Wicklern eine ganze lange Nacht zu schlafen war nur selten möglich, was die Freude auf den nächsten Tag empfindlich trübte. Nur der Gedanke an die Prachtlocken, in Weiß zu sein von Kopf bis Fuß, ein Körbchen mit Rosen und Rosenblättern tragen zu dürfen, ließ meine Eitelkeit wachsen und meine Leiden mildern.“³¹⁷

³¹⁴ Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 63.

³¹⁵ Schinnerer-Kamler, In: Schnöller/Stekl, Welt der Geborgenheit. 123.

³¹⁶ Schleifer, In: Schnöller/Stekl, Welt der Geborgenheit. 143.

³¹⁷ Krobath-Ballak, Meine Kindheit. 17f.

8.4.3. Kleidung der Arbeiterkinder

„Bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts hat man kleine Buben bis zum zweiten oder dritten Lebensjahr noch gerne in „Knabenkleidchen“ gesteckt. Um für kleine Jungen nach der Wickelung etwas zu finden, das die Beine warm hielt, schneidertechnisch einfach und hygienisch problemlos war, orientierte man sich am Schnitt der Männerwämser und verlängerte deren Schöße beim Kind bis zum Fuß. An dieser Kleidung fand man Gefallen – sie wurde von der Mode übernommen.“³¹⁸

Viele Buben litten als Kleinkind unter dieser Situation, als „Neutrum“ aufwachsen zu müssen. Im Kleid fühlten sich Jungen als Mädchen kostümiert – was zahlreiche literarische Zeugnisse belegen.³¹⁹

„Damals hatten Buben und Mädchen im Alter bis zu drei Jahren die gleichen Kleider an. Das war einfach, wenn eines mal mußte, so konnte man es schnell aufs Töpferl setzen, eines von den anderen Geschwistern mußte dann was vormachen, da blieb es schon sitzen.“³²⁰

Die Kleidung der Arbeiterkinder zu beschreiben ist relativ schwierig, da es darüber sehr wenig Aufzeichnungen und Erzählungen gibt. In Autobiografien von Arbeiterkindern wird fast nie die Kleidung erwähnt - das spricht aber auch eine deutliche Sprache. Kleidung war zwar wichtig, um sich vor den größten Unbilden der Natur zu schützen, aber wichtiger blieb die Sorge um das tägliche Brot zum Überleben und um das Dach über dem Kopf. Die Sorgen dafür waren so groß, daß alles andere in den Hintergrund treten musste.³²¹ Den kleinen Leuten fehlte es an Geld, und zudem schickte sich das Tragen der Oberschichtmode nicht für die sozial darunter stehenden Kreise, auch wenn es keine Kleiderordnung gab. So fanden es manche Arbeiterfrauen bis nach dem

³¹⁸ Vater, Mutter, Kind. 170.

³¹⁹ Vgl. Vater, Mutter, Kind. 170.

³²⁰ Wimschneider, Herbstmilch. 19.

³²¹ Vgl. Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 72f.

ersten Weltkrieg nicht schicklich, Mäntel zu tragen und blieben bei ihren karierten Umschlagtüchern.

Während die aufgeklärte Bürgerschaft einer demokratischen Emanzipation auf allen Gebieten nachstrebte, verharnte nicht nur der Adel, sondern auch der gemeine Mann“ in vieler Hinsicht in den alten Hierarchien und vollzog manche Veränderung trotz materiellen Vermögens nur aus dem Grunde nicht, weil es sich nach seiner Vorstellung gesellschaftlich nicht schickte. „Die Kleidungshierarchie bedeutete für die Kinder von Kleinhandwerkern und Arbeitern, da sie im allgemeinen die Moden der Oberschicht nicht mitmachen konnten [...].“³²² Sie trugen einfache Hosen, Jacken, Kleider, Röcke, oft von Erwachsenen oder größeren Geschwistern geerbt und mit der einzigen Funktion, bekleidet zu sein.

Bei der Kleidung musste gespart werden, wie Karl Rauch berichtet:

„Wir bekamen nur Abgetragenes bzw. das, was den Onkeln zu klein geworden war. Das arbeitete dann die Mutter auf unsere Größe um. Später einmal, wahrscheinlich zur Firmung, hat man mir einen Anzug gekauft, allerdings einen übertragenen, bei einem Juden. Und nochmals später bekamen wir einmal Anzüge, und zwar in der Reindorfasse. Das war die berühmte Gasse, in der es nur Ramschware gab. Es waren fast nur unanbringliche Waren. Emy und ich probierten also einige Anzüge, bis etwas halbwegs Passendes kam, dann sagte Vater: „Die passen“! Und wir hatten Anzüge. Einen richtigen Anzug konnte ich mir erst kaufen, als ich schon Geselle war.“³²³

Die Lebensverhältnisse der untersten sozialen Schichten hatten sich gegenüber der vorhergehenden Zeit des Biedermeier zunehmend verschlechtert. „Die Kluft zwischen Bourgeoisie und Arbeiterschaft klaffte um die Jahrhundertwende tiefer denn je. Kinder lernten schon früh, was Standesunterschiede sind und auf welcher Stufe der sozialen Leiter sie unverrückbar standen. Von kleinauf wurde auf diese Weise der Klassenkampf geübt und erlernt, zu dessen sichtbaren äußeren Zeichen

³²² Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 56.

³²³ Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ 71.

die Kleidung gehörte.“³²⁴ Ein Mädchen im einfachen, geflickten Arbeiterkleid oder ein barfußes Junge waren einer sozialen Schicht zugeordnet.

Zwischen erwachsenen Frauen und Mädchen bestand kein Unterschied, sie trugen alle dieselbe einfache Arbeiterkleidung, dieselben handgestickten Zipfeltücher. Die Kinder dieses Milieus verhielten sich untereinander solidarisch und schlossen sich eng zusammen. Die Kinderfeindschaft zwischen den verschiedenen sozialen Klassen war brutal, und sensiblere Kinder litten oft schwer unter den bedrückenden Verhältnissen und verwünschten ihr Schicksal, wie es Max Winter, Waisenkind in Wien, tat:

„Ich fluchte meinem Schicksal, meiner Mutter. Lebendiger denn je stand in diesen Jahren vor meiner Seele der Wunsch, nach Bergdorf zu fliehen. Dem stand aber eines im Wege. Ich hatte fast nichts zum Anziehen. Eine blaue Barchentjacke, eine Zeughose, ein Hemd, Wollsocken und Holzschuhe, sogenannte Holzschlappen waren nebst einer alten Kappe das Um und Auf meiner Toilette. In diesem Aufzug nach Bergdorf zu kommen, nein, da wäre ich vor Scham vergangen.“³²⁵

Die Armen mussten ihre Armut auch in der Bekleidung ihrer Kinder offenbaren: „Ausgewachsenes und ebenso unpassend zu Großes, von Erwachsenen und älteren Geschwistern Ererbtes, - verwaschen und verschossen, geflickt und ausgebessert war die Kleidung, wobei besonders der Besitz oder Nichtbesitz von Schuhen eine große Rolle spielte.“³²⁶ „Im Sommer liefen die Kinder barfuß, nur im Winter gab es Schuhe; dabei handelten es sich oft nur um Holzschuhe mit einer Art Ledergamasche („Holzbundschuhe“), die für den Winter wenig geeignet waren, da sich der Schnee daran festklebte.“³²⁷

Karl Rauch beschreibt seine „Schuhe“ als Kind:

„Wir mußten – wenn wir überhaupt welche an hatten – hohe Schuhe tragen. Die Schuhe waren aus Sparmaßnahmen mit Nägeln beschlagen. Diese Nägel hießen „Mauskopferl“ und waren

³²⁴ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 97.

³²⁵ Winter, Ich suche meine Mutter. In: Weber, Häuslerkindheit. 66.

³²⁶ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 10.

³²⁷ Weber, Häuslerkindheit. 21.

etwa so groß wie halbe Erbsen. Der Absatz wurde mit einem Hufeisen ausgestattet. Am Anfang ging es ja! Aber später, wenn die Nägel abgeschliffen waren, rutschten wir auf dem Pflaster aus, was unangenehme Folgen hatte.“³²⁸

Auch Klaus Mann findet in seinen Kindererinnerungen ein paar Worte zu den Kinderschuhen.

„Wir wuchsen schnell; Schuhe waren fast so kostbar wie Wurstbrote. Wir klapperten in Holzsandalen einher, wenn wir nicht barfuß gingen. [...] Zu den schicken Matrosenanzügen, die wir noch aus Friedenszeiten hatten, trugen wir auch keine Schuhe, nun war es schon Ehrensache. Es muß gut ausgesehen haben: die langen weißen Hosen, die bis zu den nackten, schmutzigen Füßen fielen.“³²⁹

Folgende Erzählung über die Schuhe ist zwar aus den Kriegsjahren, aber wahrscheinlich trotzdem typisch für die „Schuh-Versorgung“ der Unterschicht:

„Entsprechend den armseligen Verhältnissen in diesen Kriegszeiten hatten wir nur jeweils ein Paar Schuhe. Wenn diese beim Schuster waren, hieß es zu Hause bleiben. Schlecht passende Holzschuhe, noch dazu mitten im Winter, erinnere ich mich, gab es einmal.“³³⁰

Alice Herdan-Zuckmayer berichtet von einer Begegnung mit einer Armen um 1900, die in ihrer Schule einen Freiplatz hatte und in der Klasse auffiel:

„Die Anna ist dort gestanden, wo ihr Mantel hängt, und hat was gegessen. Die Henriette ist auf und ab gegangen zwischen uns, und plötzlich ist sie stehengeblieben vor der Anna. Zuerst hat sie nichts gesagt und hat nur immer auf die Strümpfe von der Anna geschaut, die sind noch viel dicker wie meine, die müssen noch viel mehr kratzen wie meine, und viel mehr Löcher sind drin, viel schöner gestopft, als die Burgi stopft. Dann hat die Henriette ein Paar Handschuhe aus ihrer Schürzentasche gezogen und der Anna hingehalten und gesagt: Hier sind meine alten Wollhandschuhe, ich brauch sie nicht mehr, ich habe Pelzhandschuhe von meinem Vater bekommen. Da hat die Anna die Handschuhe gepackt, und dann ... und dann ...“ Ich hielt mir vor Schrecken die Hände vor den Mund. „Was war?“ sagte Luise. „Die Anna hat die Handschuhe gepackt, und dann hat sie in alle

³²⁸ Karl Rauch, In: *Gutschner*, „Ja, was wissen denn die Großen...“ 71.

³²⁹ Vgl. Vater, Mutter, Kind. 16.

³³⁰ Maria Balley, „Warum bekomme ich weniger als die Buben?“. In: Christa Hämmerle (Hg.), *Kindheit im ersten Weltkrieg* (Wien/Köln/Weimar 1993) 38.

Finger von den Handschuhen hineingebissen, und alle Maschen hat sie aufgerissen, bis gar nichts mehr da war – nur lauter Wolle. Die Wolle hat sie zusammengewickelt, so geschwind, daß man gar nicht hat hinschauen können; dann hat sie den Knäuel genommen und der Henriette ins Gesicht geworfen, und dazu hat sie geschrien: Ich brauche deine Handschuhe nicht. Sie hat noch nie geschrien, und ihre Augen waren ganz glühend, und wir haben uns gefürchtet vor ihr. Aber die Henriette hat sich nicht gefürchtet vor ihr, die ist auf ihrem Platz stehengeblieben, hat den Wollknäuel auf dem Boden angeschaut und gesagt: „Ich habe nicht gewußt, daß eine Wäscherin genug Geld hat für anständige Wollhandschuhe.“³³¹

Diese erschütternde Geschichte von der bewußten provozierenden Beschämung eines armen Kindes, die dem erzählenden Herrschaftskind unauslöschlich im Gedächtnis blieb, schließt mit der Wiedergabe einer bezeichnenden Bemerkung des Dienstmädchens, daß die Anna, das Freiplatzkind, sich so nicht hätte benehmen dürfen, „das gehört sich nicht für eine Arme“.³³² Dieses devote Standesbewusstsein war auch Schuld daran, dass die sozialen Verhältnisse so schlecht blieben, bis 1918 ein gewaltsamer Umbruch eine Veränderung brachte.

8.4.4. Ländliche Kinderkleidung - Tracht

Die Kleidung der Landkinder in früheren Jahrhunderten ist verhältnismäßig undifferenziert, denn spezifische Regionaltrachten bildeten sich erst nach 1800 heraus. Die vielfältigen Zeichensetzungen jedenfalls, die bei der Kinderkleidung der oberen Stände aufgefallen waren, treten bei den Landkindern zugunsten einer auf Mangel beruhenden Beliebigkeit zurück. Die Bauernkinder zogen das an, was gerade da war. Der allgemeine Eindruck ist der einer gewissen Dürftigkeit. Von Prestige- und Rangkennzeichen, die die Trachten des 19. Jahrhunderts in so reichem Maße aufweisen, ist für die Landkinder aus den früheren Jahrhunderten nichts bekannt.³³³

³³¹ Alice Herdan-Zuckmayer, *Das Kästchen*. 88.

³³² Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 102.

³³³ Vgl. Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 19.

Was ist eigentlich eine Tracht? Tracht kommt von Tragen. „Sie war nicht die Summe einer Reihe ländlicher Kleidungselemente, sondern Schnitt und Stoffwahl, Farben und Formen, Gestik und Gang bildeten ein Kleidungssystem als zeichenhaften Ausdruck einer dörflich-bäuerlichen Lebensordnung mit den bestimmenden Werten des Besitzes, der Altersstufen, des Familienstandes. „Tracht“ umschloß also eine ganze Fülle von wirtschaftlichen und sozialen Tatsachen.“³³⁴ Je nach Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung hatte man auch unterschiedliche Trachten für die Sonntagsmesse, Trauertrachten, Festtagstrachten bis hin zur Hochzeitstracht und natürlich die Alltagstracht beim Heuernten oder beim Viehfüttern. Unterschiedlich waren sie in Farben, Stoffen und Ausführungen, es gab aber auch variierende Trachten je nach Altersstufe. Natürlich besaßen aber ärmere Bauern nicht so zahlreiche Trachten, oft gab es nur die einfache „Alltagstracht“ und eine schönere „Festtagstracht“.³³⁵

Bei der ländlichen Kinderkleidung lässt sich ebenso wie in der Arbeiterschicht deutlich zwischen Arm und Reich unterscheiden. Am offensichtlichsten war die Tatsache, wer Schuhe hatte oder wer barfuss laufen musste.³³⁶ Die Kindertracht unterschied sich oft nur in der Farbe gegenüber der Tracht der Erwachsenen. Die auffälligste Farbe der Kindertrachten war Rot, nicht als Zeichen der Kindheit, sondern dafür, daß bereits das Kleinkind nach der allerersten Hätschelphase in die Gruppe der Ledigen gehörte. Alles Denken und Verhalten war auf die Vorbereitung hin zur Heirat ausgerichtet.³³⁷ Ansonsten stimmte die Kindertracht weitgehend in Schnitt und Material mit der allgemeinen Dorftracht überein. Eine kindliche Eigengesetzmäßigkeit der Trachten gab es nicht. Die Jungen trugen Kniehosen und Kittel, bis die Männertrachten auf dem Lande ganz allgemein der städtischen Kleidung wichen und damit auch die Dorfjungen Kleinbürgeranzüge bekamen. Für

³³⁴ Ingeborg Weber-Kellermann. *Landleben im 19. Jahrhundert* (München 1987). 213.

³³⁵ Vgl. Ebd. 228f.

³³⁶ Vgl. Marie von Ebner-Eschenbach, *Das Gemeindekind* (Stuttgart 1985). 22.

³³⁷ Weber-Kellermann. *Landleben*. 231.

die Mädchen dauerte die Trachtenzeit viel länger, oft bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts.³³⁸

In Erinnerung an eine ärmliche Jugend beschreibt Peter Rosegger das Aussehen des steirischen Bauernkindes aus realistischem Erleben und setzte sich über agrarromantische Schönfärberei hinweg:

„Heut`, mein lieber Waldbauernbub, heut` magst Du Deine Füße in meine Schuhe stecken, aber dazumal bin ich noch selber barfuß gegangen, hab` dir nicht helfen können, und wir haben allzwei nicht gewußt, daß es eine arge Sach` ist, wenn wir mit nackten Füßen den Schafen nach über Stoppelfelder laufen, über Steinhäufen klettern, über Brennesseln springen muß. Hatten denn die Schafe und die Ziegen Stiefel an? Stiefel nicht, aber Schlappschühlein wohl. [...]

Ein Höslein hattest Du an, von dem ich gesehen, daß es nicht mehr ganz tadellos war, wenn Deines Vaters langer Zwißrock die anrühigen Stellen nicht mehr verdeckt hätte.³³⁹

Rosegger über seine Sonntagskleidung: „Ich blickte auf meine Sonntagshöschen und auf das Jöppel und auf das schwarze Filzhütlein, das schon an einem Nagel der Wand hing, [...].“³⁴⁰

Es gab außer dem Schuhwerk besonders bei der halbstädtischen Knabenkleidung auf den Dörfern noch andere neuralgische Punkte der Armut: die Jacken oder Joppen, denn Mäntel wurden auf dem Dorf von Kindern nicht getragen.³⁴¹

Probleme mit der sozialen Abgrenzung hatte Albert Schweitzer (1875-1965), der als Pfarrerssohn zwischen den Schichten stand und damit schwer zu recht kam. Sein größter Wunsch war es, von den Dorfjungen als einer der ihren anerkannt zu werden und nicht als „Herrenbüble“ außerhalb zu stehen. Der Konflikt zwischen dem Wir des Elternhauses und dem anderen, stärkeren Wir der Dorfjugend wurde für das Kind erst richtig virulent durch die Zeichensprache der Kleidung.³⁴²

„Nun wachte ich ängstlich darüber, mich in nichts von den anderen zu unterscheiden. Auf den Winter hatte ich einen Mantel

³³⁸ Vgl. Ebd. 233.

³³⁹ Peter Rosegger, Waldbauernbub (Wien 1996) 255 f.

³⁴⁰ Ebd. 270.

³⁴¹ Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 143.

³⁴² Vgl. Weber-Kellermann, Der Kinder neue Kleider. 145.

bekommen, aus einem alten meines Vaters gemacht. Aber kein Dorfknabe trug einen Mantel. Als der Schneider ihn mir anprobierte und gar noch sagte: „Patz Tausend. Albert, jetzt bist du bald ein Monsieur!“, verbiß ich mir mit Mühe die Tränen. Am Tage aber, wo ich ihn zum erstenmale anziehen sollte – es war an einem Sonntagmorgen zur Kirche -, weigerte ich mich. Es gab einen üblen Auftritt. Mein Vater verabreichte mir eine Ohrfeige. Es half nichts. Man mußte mich ohne Mantel zur Kirche mitnehmen. [...] Dieser Kampf dauerte so lange, als ich auf der Dorfschule war und verbitterte nicht nur mir, sondern auch meinem Vater das Leben. Ich wollte nur Fausthandschuhe tragen, denn die Dorfjungen trugen keine anderen. An Wochenende wollte ich nur in Holzschuhen gehen, denn sie hatten die Lederschuhe auch nur am Sonntag an. Jeder Besuch, der kam, fachte den Konflikt aufs neue an, denn da sollte ich mich in „standesgemäßer“ Kleidung präsentieren.³⁴³

In diesen Erinnerungen, denen der Ernst der kindlichen Seelenkämpfe noch deutlich anzumerken ist, erscheint unübersehbar der verpflichtende Gruppencharakter von Kleidung, der für das starke Wir-Bedürfnis eines Schulkindes wichtiger werden kann als noch so reizvolle modische Angebote. Kinderkleidung als Erziehungsmittel der Anpassung an die Lebensformen der elterlichen Sozialschicht wurde hier für das Kind zur ständigen Prüfung für seine eigenen sozialen Entscheidungen.³⁴⁴

Zum Thema Kinderkleidung lässt sich abschließend feststellen, dass es hier gravierende Unterschiede in den Gesellschaftsschichten gab. Während die „höhere“ Gesellschaft sehr viel Wert auf die Kleidung und das Aussehen legte, natürlich auch bei ihren Kindern, war dies in den ärmeren Schichten einfach nicht möglich. In allen Autobiografien der Arbeiterschicht wird, falls Kleidung überhaupt erwähnt wird, der Mangel an Kleidungsstücken und Schuhen erwähnt. Es wurde aus abgelegter Kleidung umgenäht, ausgebessert, geflickt und gestopft. Meistens gab es zur Firmung oder beim Beginn einer Lehre einen neuen Anzug, oft war aber auch dieser abgetragen.

Im Adel und auch im Bürgertum hingegen wurde sehr viel Aufwand betrieben, „standesgemäß“ gekleidet zu sein. Wer es sich leisten konnte, war stets „à la Mode“ ausgestattet. Oft litten die Kinder unter dieser

³⁴³ Albert Schweitzer, *Aus meiner Kindheit und Jugendzeit* (München 1991) 8.

³⁴⁴ Vgl. Weber-Kellermann, *Der Kinder neue Kleider*. 145.

Bevormundung, wie man etwa bei Albert Schweitzers Erzählung erkennen kann.

8.5. Kinderspielzeug

Zu Beginn möchte ich festhalten, dass es zu dem Thema Kinderspielzeug sehr viel zu sagen gibt, allein nur über Puppen wurden schon unzählige Arbeiten verfasst. Ich möchte hier jenes Spielzeug herausgreifen, welches entweder sehr typisch für die Gegend rund um Wien ist, die es heutzutage kaum mehr gibt oder hier erzeugt wurden.

„Kinderspiel“ als solches, als eine spezielle, von der Erwachsenenwelt abgetrennte Tätigkeit, „entsteht“ erst im Laufe der Neuzeit.³⁴⁵ In Beschreibungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit werden als „Spiele“ „Blinde Kuh“, Schach oder Hindernisläufe aufgezählt, wobei meist Erwachsene beim Spiel dargestellt werden. Erst durch die zunehmende Betrachtung der „Kindheit“ als einer eigenen Lebensphase spalten sich die Vergnügungen von Kindern und Erwachsenen auf.³⁴⁶

Kinderspiel setzt nicht nur Spielgegenstände, sondern auch Freizeit zum spielen voraus.³⁴⁷ „Freizeit“, wie wir sie heute kennen, gab es wenig. Zumindest solange es Arbeit innerhalb des Hausverbandes gab, wurden die Kinder so früh wie möglich als Arbeitskräfte eingesetzt, sei es zur Feld- und Gartenarbeit, aber auch zur Betreuung jüngerer Geschwister und zur Heimarbeit.

Ferdinand Arlt, geboren 1812 als Sohn eines Bergschmiedes im Erzgebirge, berichtet,

„daß er und seine Geschwister schon als 4-5jährige zur Arbeit herangezogen wurden. „Sobald ein Kind das 6. Lebensjahr vollendet hatte, wurde es bis Ende des 12. Jahres in die ½ Stunde entfernte Schule unten in Graupen geschickt, dabei aber

³⁴⁵ Katharina Novy, Gert Dressel, Von Maikäfern und Masters. Kinderspiel seit 1800. In: Elisabeth Vavra (Hg.), Familie, Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung 93 (Horn 1993) 162.

³⁴⁶ Vgl. Novy, Dressel, Kinderspiel seit 1800. 162.

³⁴⁷ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 58.

so viel wie möglich zu verschiedenen Arbeiten im Haus und auf dem Felde (z. B. Ausgraben von Kartoffeln, Holzverkleinern, Viehhüten u. dgl.) verwendet; Müssiggehen, Herumflanieren, Gesellschaft mit Cameraden aufsuchen u. dgl. war uns gewissermaßen unmöglich.“³⁴⁸

Wenn die Kinder für keine Arbeiten mehr benötigt wurden, verbrachten sie die meiste Zeit im Freien, meist unbeaufsichtigt. Für Landkinder bedeutete das vielfach Spiel in der freien Natur, mit den Materialien und Gegebenheiten, die es gab. Die Spiele waren saisonabhängig: mit den Jahreszeiten wechselten auch die Beschäftigungen der Kinder. Aber auch die Stadtkinder hatten viele Gelegenheiten und Möglichkeiten zu spielen, meist auch im Freien auf den Straßen und Plätzen, da die Wohnungen sowieso oft zu klein waren, oder auch kein Platz und kein Spielzeug für die Kinder vorhanden waren. Das betraf natürlich vor allem Arbeiterkinder, nicht Kinder von bürgerlichen Familien.

„Spiele und Spielzeug sind mit dem Alltagsleben der Erwachsenen verbunden. Auf Peter Bruegel d. Ä. berühmten Gemälde „Kinderspiele“ lässt sich das gut erkennen. Für die Spiele, die er abbildet, wird kaum spezielles „Spielzeug“ verwendet, die meisten Dinge stammen aus der Arbeitswelt. Das wenige dennoch dargestellte Spielzeug könnte zum größten Teil von den Kindern selbst hergestellt worden sein, so z. B. Stelzen, Jojo, Peitsche. Einzig das Steckenpferd und eventuell Puppen dürften Erwachsene für die Kinder gefertigt haben.“³⁴⁹

Sonst werden hier einfach Gegenstände aus der Alltagswelt durch Kinder „umgenützt“ und so zu Spielzeug,³⁵⁰ wie etwa ein Fass, ein Rad oder Töpfe. Allgemein kann man sagen, dass Mädchen und Buben teilweise gemeinsam, teilweise getrennt gespielt haben. Oft hatten Mädchen wegen diverser Arbeiten, zu denen sie herangezogen wurden, noch weniger Zeit für freies Spiel als Buben.

³⁴⁸ Ferdinand Arlt, In: Irene *Hardach-Pinke*, Gerd *Hardach*, Kinderalltag. Deutsche Kindheiten in Selbstzeugnissen 1700-1900 (Reinbeck bei Hamburg 1981) 269.

³⁴⁹ *Novy, Dressel*, Kinderspiel seit 1800. 164.

³⁵⁰ *Novy, Dressel*. Kinderspiel seit 1800. 164.

Die geschlechtsspezifische Trennung des Kinderspiels lässt sich umso deutlicher erkennen, je höher der Stand, dem die Kinder entstammten, und je größer die Stadt, in der sie lebten.

8.5.1. Spielzeug im Bürgertum

Seit dem 18. Jahrhundert veränderten sich die Voraussetzungen des Spiels für bürgerliche Kinder. Aufbauend auf der Grundlage einer gewissen materiellen Sicherheit, die erstmals die Bedingung dafür schuf, daß Frauen und Kinder von der Erwerbsarbeit freigestellt werden konnten, etablierte sich das Leitbild eines bürgerlichen Familienlebens, dessen zentraler Inhalt die Erziehung der Kinder ist. Mit dem wachsenden Interesse an Pädagogik wurde auch das Kinderspiel in diesem Sinne eingesetzt.³⁵¹ Das Kind imitierte in seinem Spiel die Welt der Erwachsenen und wuchs damit spielend in sie hinein. Friedrich Pernitza bekam von seiner Tante ein selbstgenähtes Priestergewand, eine Generalsuniform und die Uniform eines Feuerwehrmannes zum Theaterspielen. Diese Art der Spiele ist dabei typisch für die Einübung von männlichen Verhaltensstandards, die den Kindern von klein auf im Zuge bürgerlicher Erziehungsmuster eingeprägt wurden.³⁵²

Bürgerliche Pädagogen und Eltern sahen die Kinder zunehmend als unschuldig und schutzbedürftig an, und versuchten, sie so lange wie möglich von der gefährlichen „schmutzigen“ Welt der Erwachsenen fernzuhalten. Den pädagogischen Leitbildern entsprechend wuchsen die Kinder nun in geschützten Räumen unter ständiger Aufsicht der Mutter oder Kindermädchen auf.³⁵³ Die meiste Zeit verbrachten die bürgerlichen Kinder in abgeschotteten Innenräumen. „Um sie einerseits für deren Erfahrungsarmut zu entschädigen, sie andererseits in der Abgeschlossenheit auf die Welt der Erwachsenen vorzubereiten, wurden speziell für Kinder verfertigtes Spielzeug nötig. Dieses diente so auch als

³⁵¹ Novy, Dressel. Kinderspiel seit 1800. 164.

³⁵² Vgl. März, Autobiographie Pernitza. 43.

³⁵³ Vgl. Novy/Dressel. Kinderspiel seit 1800. 165.

Ersatz für den Kontakt mit anderen Kindern und nahm häufig auch einen wichtigen Stellenwert im Gefühlsleben der Kinder ein.“³⁵⁴

Im 19. Jahrhundert nahm die Spielzeugfabrikation bereits bedeutende Ausmaße an, es finden sich zahlreiche, oft als „pädagogische Magazine“ bezeichnete Kataloge, die die jeweils neuesten Spielideen anpreisen. Selbstverständlich wurde dieses Spielzeug, wie etwa eine Dampfmaschine oder ein Puppenhaus, nur für Kinder des höheren Bürgertums erzeugt. Das Spielzeug war, entsprechend der den Kindern zugedachten gesellschaftlichen Rolle, stark geschlechtsspezifisch ausgerichtet.³⁵⁵

„Das Puppenspiel wurde zum Hauptinstrument der gutbürgerlichen Mädchenerziehung. Ein Großteil der Puppen war nicht „kindgemäß“, sondern spiegelte die standesbewußte Erwachsenenwelt wieder.“³⁵⁶

Mädchen spielten nicht einfach nur mit Puppen, wie sie gegenwärtig in Kinderzimmern vorhanden sind, sondern sie besaßen nach der Mode der Zeit gekleidete „Damen“. Dazu gab es Puppennähmaschinen mit Anleitungen zum Nähen, um die zukünftige Rolle der perfekten Hausmutter einzuüben, die sich mit der neuesten Mode zu beschäftigen hatte.³⁵⁷ Puppenküchen dienten dazu, die Mädchen mit ihrer Position als Verantwortliche für den Haushalt vertraut zu machen.

Das Knabenspielzeug war jedoch variationsreicher, schließlich gab es ja auch die verschiedensten Berufe. Gerne gespielt wurde mit der Eisenbahn, dem Baukasten, der Ritterburg, dem Kreisel oder mit Kriegsspielzeug. Durch die Auseinandersetzung mit dem Krieg und seiner „spielerischen“ Verarbeitung sollten die Söhne auf ihre spätere Rolle als Verteidiger des Vaterlandes vorbereitet werden. Der „Anker-Steinbaukasten“ kam in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts als

³⁵⁴ Novy, Dressel. Kinderspiel seit 1800. 165.

³⁵⁵ Vgl. Hardach-Pinke, Hardach, Kinderalltag. 339.

³⁵⁶ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 59.

³⁵⁷ Schwabl, Kinderzimmer. 24.

lehrreiches Unterhaltungsmittel auf und war wegen seiner vielgestaltigen Spielmöglichkeit sehr beliebt.³⁵⁸

In den pädagogischen Ratgebern findet man schon im 19. Jahrhundert die Kritik an den gedankenlosen Eltern, die glauben, sich die Liebe ihrer Kinder mit Spielsachen erkaufen zu können.

„Wenn die Eltern wohlhabend oder gar reich sind und die Kostenfrage keine Hemmung bildet, pflegt ihre übergroße Liebe sich vor allem darin zu äußern, daß sie ihren kleinen Kindern immer neue teure Spielsachen kaufen, die zumeist wohl bewundernswerte Erzeugnisse einer findigen Industrie sind, aber dem Kinde gar nichts zu sagen haben.“³⁵⁹

Typisches Spielzeug um die Jahrhundertwende war die Laterna maciga, wie auch Oskar Kokoschka berichtet:

„Immer wieder brachte er [der Vater] mir von seinen Reisen Spielzeug mit. Am meisten hing ich an einer Laterna magica. Da hatte ich farbige Bilder, die sich bewegten dank der Wärme, die eine kleine Lampe ausstrahlt.“³⁶⁰

Das es auch schon im 19. Jahrhundert Kinder gab, für die Spielzeug nicht mehr so etwas Besonderes war, vor allem wenn man genug davon hatte, zeigt ein Bericht von Arthur Schnitzler:

„Einmal, kam ein Wagen voll der prächtigsten Spielsachen für mich und meinen jüngeren Bruder angefahren; ein Fürstlich Couza'sches Geschenk und als um so fürstlicher zu begrüßen, da weder Weihnacht noch Ostern noch irgendein Geburtstagsfest Anlaß dazu bot. Das Hübscheste war ein liliputanischer Garten mit braunen Holzstämmchen, grünen Papierblättern, bunten Beeten und Rasenflächen, doch weder damit noch mit dem Inhalt der übrigen Schachteln beschäftigte ich mich lebhafter, sobald nur die erste Neugier gestillt war, wie mir überhaupt Kinderspielzeug, auch in diesen frühen Jahren, im allgemeinen kein sonderliches Interesse abzugewinnen pflegte.“³⁶¹

³⁵⁸ Vgl. Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 59.

³⁵⁹ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 59.

³⁶⁰ Oskar Kokoschka, Mein Leben (München 1971) 40.

³⁶¹ Arthur Schnitzler, Jugend in Wien. Eine Autobiographie (Frankfurt/Main 2006) 22.

Kindern aus feinem Haus wurde es selten erlaubt, zusammen mit den „Gassenkindern“ zu spielen.³⁶² So waren diese Kinder beim Spiel im Freien benachteiligt, sie hielten sich eher in den Ferien auf Sommerfrische in der Natur auf.

Laut Eiszner steht fest, daß, obwohl die Kinder des reichen Bürgertums sicher jede Menge Spielzeug besaßen, ihr Tagesablauf oft streng eingeteilt war und nur eine bestimmte Zeit zum Spielen festgesetzt wurde. Außerdem waren die Kinder selten allein. Entweder beaufsichtigte die Mutter, ein Kindermädchen oder eine Gouvernante den Nachwuchs. Obwohl die Kinder „unter Aufsicht“ spielten, wurden die Erwachsenen kaum in ihr Spiel einbezogen.³⁶³

8.5.2. Spielzeug in der Arbeiterschicht und im Bauernstand

Kinder aus der Arbeiterschicht in den Städten verbinden in ihren Erinnerung an das Spielen immer das Spielen auf der „Gassn“ damit. Die Plätze für die Kinder zum Spielen waren sehr begrenzt. Auf der Straße, im Hof und im Treppenhaus, dort spielte sich das Leben der Kinder meistens ab. Aus Kindheitserinnerungen von Arbeitern wird deutlich, wie tief das Verlangen nach unbeschwertem Spielen und nach freier Zeit waren, wie belastend die dreifache Beanspruchung durch häusliche Arbeit, Broterwerb und Schule empfunden wurde.³⁶⁴

Bereits im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert hatten bürgerliche Pädagogen die Straße als Aufenthaltsort der Kinder vehement abgelehnt, sie als gefährlich und moralisch verderblich eingestuft. Dem Problem „Gassenkinder“, das der bürgerlichen Ordnung widersprach, wollte man mit Schulen, Fürsorgeheimen und natürlich einer intakten Familie bekommen.

³⁶² Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 61.

³⁶³ Eiszner, Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau. 61.

³⁶⁴ Mühlberg, Arbeiterleben um 1900. 100.

Auch die Roten Falken, gegründet in Nachahmung der bürgerlichen Pfadfinder, sollten mithelfen, die „Verwahrlosung“ der Kinder zu verhindern. Diese Initiativen sind im Zusammenhang mit den Bemühungen der sozialdemokratischen ReformerInnen zu sehen, dem stark an das bürgerliche Familienideal angelehnten Ideal der „respektablen Arbeiterfamilie“ zum Durchbruch verhelfen.³⁶⁵

Der negativen Einstellung gegenüber dem Straßenspiel steht entgegen, dass das Spiel auf der Straße in seiner weitgehenden Ungebundenheit im Kontrast zur Enge der Wohnung dargestellt wird.³⁶⁶ Das Spiel fand auch räumlich gesehen in keiner geschützten, abgeschirmten Kindersphäre statt, sondern in direktem Kontakt mit der Erwachsenenwelt. Die Arbeiterkinder verfügten über keinen eigenen ungestörten Raum, wie bürgerliche Kinder.

Zum Begriff „Gassenkinder“ ist zu sagen, dass damit nicht nur die „Gassn“ gemeint ist, es ist vielmehr ein Chiffre, die für das unbeaufsichtigte, unkontrollierte Spiel im Freien steht, das auch in einem Park oder Wald stattfand.³⁶⁷ Echtes Spielzeug hatten diese Straßenkinder kaum: „Kugeln zum Kugelscheiben, vielleicht eine Puppe, Fußball wurde mit dem berühmten „Fetzenlaberl“ gespielt.

Josef Eger wurde erst 1927 geboren, kannte aber noch keinen Fußball als Kind:

„Einen Fußball kannten wir lange Zeit gar nicht, den konnten wir uns nicht leisten. Unser Ball bestand aus Stoffresten, die in einen Strumpf gestopft und halbwegs rund geformt wurden. Bei einem Spiel verbrauchten wir bestimmt drei bis vier Bälle.“³⁶⁸

Maria Gremel mußte schon mit neun Jahren in den Dienst gehen, da ihre Familie arm war. So kannte sie auch kein Spielzeug. Sehr „weise“ für ihr Alter nahm sie es aber als gegeben hin:

³⁶⁵ Novy, Dressel. Kinderspiel seit 1800. 167.

³⁶⁶ Novy, Dressel. Kinderspiel seit 1800. 167.

³⁶⁷ Novy, Dressel. Kinderspiel seit 1800. 169.

³⁶⁸ Josef Eger, In: Gutschner, „Ja, was wissen den die Großen...“. 277.

„Nie in meinem Leben hatte ich eine Puppe, ja ich wusste auch lange nicht, wie eine solche überhaupt aussieht. Meine erste Begegnung mit einer Puppe hatte ich, als ich das vierte Jahr zur Schule ging. Eine Schulfreundin nahm mich in der Mittagszeit einmal zu sich mit nach Hause. Wir hatten ja den ganzen Tag Unterricht. Sie mußte noch warten, bis das Essen fertig war, da kam sie mit dem Puppenwagen angefahren und fing an, die Puppen zu frisieren. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. [...] Obwohl dies alles für mich so völlig neu war, wußte ich doch genau, daß es so etwas für mich nie geben kann. Ich war zu jener Zeit auch schon gar nicht mehr zu Hause, da ich schon bei einem Bauern arbeiten mußte.“³⁶⁹

An einer anderen Stelle erzählt sie, wie sie bereits im Dienst war, und eigentlich nicht viel Zeit zum Spielen hatte, welch eine Freude es dann war:

Ich weiß es noch so gut, weil wir Kinder, wenn es ein bisschen Freizeit gab, um den Tisch saßen, und Karten spielten, die wir dann im Tisch in der hinteren Ecke versteckten. Die Platte wurde an der hinteren Seite kaum einmal aufgezogen. Ach, was spielten wir nicht alles! Schnapsen, 21, Herzerln, Schafschädeln, Bauernabschätzen und vieles andere noch.“³⁷⁰

„Spielsachen kannten wir kaum. Höchstens zu Weihnachten bekamen die Kleineren ein von der Mutter gemachtes Stoffpüppchen.“³⁷¹ Diese Aussage von Elisabeth Nagel, die 1915 in Oberösterreich geboren wurde, spiegelt die Tatsache wieder, das Kinderspielzeug in den unteren Gesellschaftsschichten keinen großen Stellenwert hatten. Es fehlte meist an Notwendigerem, wie Essen und Kleidung, daher gibt es nicht viele Berichte über Spielzeug von Arbeiterkindern. Erst nach dem zweiten Weltkrieg, als es mit der Wirtschaft und so auch der Gesellschaft bergauf ging, begann die Massenerzeugung von Spielwaren.

In den meisten Autobiografien der Unterschicht wird über Spielzeug erzählt, dass es wenig oder gar keines gab, man war jedoch trotzdem zufrieden. Wobei sich die Frage stellt, war es einfach die Resignation,

³⁶⁹ *Gremel*, Mit neun Jahren im Dienst. 23f.

³⁷⁰ *Gremel*, Mit neun Jahren im Dienst. 170f.

³⁷¹ Elisabeth Nagel. Die Rute des Nikolo. In: Heinz Blaumeiser, Eva Blimlinger, Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (Wien/Köln/Weimar 1993) 84.

dass es eben schlechte Zeiten waren, die die Kinder so genügsam machte, oder waren sie es tatsächlich?

„Spielsachen waren kaum vorhanden. Ich hatte aber dennoch eine mittelgroße Zelluloidpuppe mit blauen Augen, Mimi, die meine Kinderzeit verschönerte und die ich natürlich sehr liebte. [...] Geburtstagsgeschenke bekamen wir überhaupt nicht, und zu Weihnachten waren wir mit ein paar Buntstiften und Schulheften glücklich und zufrieden. Wir hatten ja immer einen geschmückten Christbaum.“

In der Landwirtschaft tätige Kinder verbanden oft das Spielen mit der Arbeit. Beim Hüten des Viehs, beim Sammeln von Beeren und beim Aufpassen auf jüngere Geschwister, konnten die verschiedensten Spiele gespielt werden.³⁷² Die verschiedensten Gegenstände, die sich in der Umgebung der Kinder befanden, wurden als Spielzeug umfunktioniert.

„Im Frühling lag draußen vor der Hofeinfahrt ein großer Wiedhaufen, den die Mutter mit dem Hackl in Bündel hackte. Da spielten wir Kinder, krabbelten auf dem Haufen herum, da wimmelte es nur von Kindern. Die Zapfen von den Fichten, das waren unsere Rosse, die Reigerl von den Föhren unsere Kühe, die Eicheln unsere Schweine. Aus den großen Rindenstücken wurde dann ein Hof gebaut. Rindenstücke waren auch unsere Wagen, an die mit einem Faden oder einer leichten Schnur unsere Tiere eingespannt wurden. Als Getreide nahmen wir Spitzwegerich, Breitwegerichblätter waren unser Geld, und alle möglichen Gräser hatten ihre Bedeutung und machten unseren Spielzeugbauernhof reich.“³⁷³

Erhard Teich wurde 1915 geboren, sein Vater war Hilfsarbeiter bei der Bahn und seine Mutter arbeitete als Helferin in der Landwirtschaft. Er bekam zu Weihnachten etwas Spielzeug, passend für die Zeit war auch Kriegsspielzeug dabei:

„Zum Spielen gab es auch Zinnfiguren, Reiter und Soldaten, leider auch richtiges Kriegsspielzeug – Gewehre mit Luftdruck und Stoppel vorn drauf. Trommeln, Trompeten und Pfeifen, die zusammen einen höllischen Lärm verursachten, lagen oft bei den anderen Spielgefährten unter dem Christbaum.“³⁷⁴

³⁷² Schwabl, Kinderzimmer. 51.

³⁷³ Wimschneider, Herbstmilch. 5.

³⁷⁴ Erhard Teich, Unterm Tisch hörten wir uns das alles an. In: *Blaumeiser, Blimlinger*, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 110.

8.5.3. Exkurs: Verlag Trentsensky „Mandelbögen“

„Das Wort „Bilderbogen“ gibt es heute im Sprachgebrauch der Kinder nicht mehr, im 19. Jahrhundert bedeutete es für viele Generationen von Kindern das aufregendste und bunteste Spielzeug von allen. Schon in der Zeit um 1780 lässt sich in Wien die Produktion von den so genannten „Mandlbögen“ feststellen.“³⁷⁵ Bei dieser Sonderform des Bilderbogens sind einzelne Figuren – eben „Manderln“ – in Reihen auf losen, billigen Papier angeordnet. Diese konnten von den Kindern selbst bemalt, ausgeschnitten und auf Karton geklebt werden. Dann wurden sie auf einem Holzklötzchen befestigt und schon konnte mit den Figuren gespielt werden. Später wurden die „Mandlbögen“ bunt bedruckt und konnten so in großer Auflage erzeugt werden. Die typische Form, das schmale Querformat, die Anordnung in Reihen, das billige Papier, die kräftigen Farben des Kolorits behielt er die ganze Zeit hindurch, wenn sich auch die Technik und Qualität der Ausführung im Laufe dieser langen Entwicklung veränderte, d. h. verschlechterte.“³⁷⁶

Führend auf diesem Gebiet wurde in Wien der Verlag Trentsensky, der im Jahr 1819 gegründet worden war und seinen Sitz hinter dem Stephansdom in der Domgasse hatte. Der Verlag Trentsensky verfeinerte das Prinzip des Mandlbogens: Zu den „Manderln“ ließ er dazu passende Versatzstücke und Hintergründe herstellen, die eine große Aufstellung und verschiedenen Kombinationen ermöglichten.“³⁷⁷

Lassen wir einen der größten Sammler der Trentsensky'schen Waren, R. Grünebaum sprechen:

„Der Name „Trentsensky“ hat für die alten und sagen wir, um nicht unhöflich zu sein, für uns ältere Wiener einen ganz eigenen Klang. Einen Reiz, den die jüngere Generation nicht mehr kennt, weil sie eben jenen vielen Jugenderinnerungen fremd gegenübersteht, die uns diesen Namen so vertraut gemacht haben ... Für uns „ältere Wiener“ aber birgt der Name

³⁷⁵ Reingard Witzmann, „Zum Nutzen und Vergnügen“ Kunterbuntes Spielzeug und allerlei Spiele. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 32.

³⁷⁶ Hubert Kaut, Alt-Wiener-Spielzeugschachtel. Wiener Kinderspielzeug aus drei Jahrhunderten (Wien 1961) 90.

³⁷⁷ Vgl. Witzmann, Kunterbuntes Spielzeug. In: Witzmann, Kindsein in Wien. 32.

Trentsensky eine Fülle von Erinnerungen und untrennbar mit diesem Namen verknüpft ist eine ganz bestimmte Vorstellung: der „Mandelbogen“ oder das „Malbild“, wie wir dieses populäre Produkt der Trentsensky'schen Anstalt wohl auch genannt haben. Wer diese Mandelbogen nicht mehr miterlebt hat, kann sich kaum die Begeisterung vorstellen, mit der jenes neue „Malbild“ von uns Kindern begrüßt wurde, und doch hat ein gutes Stück Verständnis dazugehört, derlei wirklich künstlerische Blätter zu solch billigen Preisen der Jugend allgemein zugänglich zu machen; denn ein Blatt kostete seinerzeit einen Kreuzer österreichischer Währung und war in den Papierläden der Städte ebenso zu finden, wie in den einfachen Kaufläden auf dem Lande. Ich kann mich noch sehr gut meines ersten Besuches in jenem Papiergeschäft in der Domgasse erinnern. Ich kam mir vor - wie im Märchen!³⁷⁸

In vielen Schilderungen über ihr Kinderspielzeug kommen diese Mandlbogen vor, wie bei Therese Schobloch.³⁷⁹ Auch Lorle Schinnerer-Kamler, geboren 1906 in Konstantinopel, berichtet:

„Ein noch größeres Hallo stimmten wir an, wenn Papa von seinen Dienstreisen von Wien, die er zwischendurch auch allein ausführte, zurückkam und uns „Mandelbögen“ mitbrachte. Warum sie so hießen, weiß ich nicht. Es waren große Kartons, auf denen Burgen, Häuser, Bauernhöfe ... mit den dazugehörigen Tieren, Bäumen, Wägen etc. farbig sehr schön abgebildet waren. Man konnte diese ausschneiden und am angegebenen „Falz“ sinngemäß zusammenkleben. Mit großem Eifer und Freude saßen wir stundenlang, schnitten aus, klebten zusammen und hatten kleine Besitztümer an Burgen, Schlössern, Bauernhöfen...“³⁸⁰

8.6. Kinderliteratur

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war die Trennung zwischen Kinder-, Jugend- und Erwachsenenliteratur vollzogen, eine Forderung, die auf die Programme der Theoretiker des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Die Vertreter der Aufklärung entdeckten für sich die Kindheit als ein vom

³⁷⁸ Kaut, Alt-Wiener-Spielzeugschachtel. 94.

³⁷⁹ Vgl. Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 43.

³⁸⁰ Schinnerer-Kamler, In: Schnöller/Stekl, Welt der Geborgenheit. 112.

Erwachsensein abgekoppeltes Entwicklungsstadium im Leben des Menschen.³⁸¹

Der Kinderliteratur kommt erst im Zeitalter der industriellen Revolution große Bedeutung zu. Sie wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Erziehungsmittel eingesetzt, um bürgerlichen Kindern Moralvorstellungen zu lehren und sie auf ihre Rolle in der Gesellschaft vorzubereiten.³⁸²

Zu nennen sind hier zwei wichtige Vertreter der moralisierenden Erbauungsliteratur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Beide waren im Wiener Raum tätige Pädagogen und äußerst produktiv – jeder verfasste mehr als 100 Jugendschriften. Es handelt sich um den katholisch ausgerichteten Leopold Chimani, der mitunter auch als „k.u.k. Bücher-Censor“ arbeitete, und dem protestantischen einflussreichen Theologen Jakob Glatz.³⁸³ Die moralisierenden Bücher zeugen von hohem künstlerischem Niveau der Illustrationen.

Bei den Autoren von Kinderbüchern handelte es sich durchwegs um Angehörige des Bürgertums, die sich neben ihrer beruflichen Tätigkeit der Tätigkeit als Schriftsteller widmeten und dadurch die angestrebten Erziehungsziele aus erster Hand an die eigenen Reihen weitergeben konnten.³⁸⁴

Bereits vor der Jahrhundertwende machte der Bücherimport aus Deutschland 90% der Gesamteinfuhr nach Österreich aus, die österreichische Buchproduktion nimmt sich dagegen bescheiden aus. Ich möchte hier nur kurz auf ein paar Kinderbuchautoren, wobei der Schwerpunkt auf österreichische Autoren liegen soll.

³⁸¹ Christine Gutgsell, „Orbis Pictus“. Kinderbilderbücher. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 46.

³⁸² Rebel, Arbeiterkindheit, 39.

³⁸³ Gutgsell, Kinderbilderbücher, 46f.

³⁸⁴ Vgl. Gutgsell, Kinderbilderbücher. 46.

8.6.1. Kinderbücher

Oskar Kokoschka hat in seiner Kinderzeit viel gelesen.

„Mein erstes Buch – es hat ein Leben lang auf mich gewirkt – war das Anschauungsbuch „Orbis pictus“ des Bischofs der Mährischen Brüdergemeinde Jan Amos Comenius. In diesem Buch führte er alles, was seiner Meinung nach existierte, in Bildern der Jugend vor Augen. Zu jeder Abbildung konnte man in vier Sprachen die Erklärungen lernen. Ich hielt mich allerdings erst an die Bilder; denn das war die wirkliche Welt, die auf mich wartete. Ein anderes Buch, das ich von meinem Vater bekam, war eine illustrierte Ausgabe der griechischen Sagen.³⁸⁵

Das Buch „Orbis sensualium pictus“ von Johannes Amosius Comenius ist bereits 1658 erstmals erschienen und wird vielfach als das erste Kinderbuch bezeichnet. Beim „Orbis-pictus“ – Buchtyp überwiegt der bildliche Anschauungsteil vor dem Text.³⁸⁶ Beginnend mit Gott und endend mit dem Jüngsten Gericht werden dem Kind die nächste Umwelt und die weiteste Ferne, der einfache Gegenstand und der abstrakte Begriff beschrieben und in kleinen prägnanten Holzschnitten dargestellt – ein erstmaliges „Lernen durch das Bild“.³⁸⁷ In Instruktionen an die Lehrer der ersten Lateinklasse wurde angeordnet, dass der „Orbis pictus“ kurz nach Anfang des Schuljahres den Knaben in die Hände gegeben werden sollte. Auf diese Weise fand das Buch in den habsburgerischen Ländern weite Verbreitung.³⁸⁸ Der „Orbis pictus“ trat einen unvergleichlichen Siegeszug durch die Welt und die Jahrhunderte an, noch heute gibt es viele „lehrreiche Bilderbücher“, ähnlich dem „Orbis pictus“.

Weiters sei Heinrich Campe, Verfasser von „Robinson der Jüngere“ genannt. Sein Grundsatz für die Aufnahme in die „Kleine Kinderbibliothek“ war: „Nur jene Stücke werden aufgenommen, die verständlich und lehrreich zugleich sind; um dies festzustellen, wurden

³⁸⁵ Oskar Kokoschka, *Mein Leben* (München 1971) 38f.

³⁸⁶ Gutgsell, *Kinderbilderbücher*. In: Witzmann, *Kindsein* in Wien. 47.

³⁸⁷ Vater, Mutter, Kind. 326.

³⁸⁸ Pleticha, *Kinderwelt in der Donaumonarchie*. 209.

sie den Kindern zuerst vorgelesen, und wenn ein einziges unter ihnen bei dieser erzählten Vorlesung gähnte, galt das Stück als verworfen.³⁸⁹

Natürlich muss man auch Heinrich Hoffmanns „Struwwelpeter“³⁹⁰ erwähnen, dessen Entstehungsgeschichte interessant ist. Der Arzt Dr. Hoffmann soll zu Weihnachten 1844 kein passendes Buch für seinen Sohn Carl gefunden haben, woraufhin er selbst eines für ihn reimte, zeichnete und kolorierte. Auf Anraten einiger Freunde des Autors wurde das selbst gemachte Buch verlegt, es erschien zu Weihnachten 1845.

Franz Karl Ginzkeys „Hatschi Bratschis Luftballon“³⁹¹ ist ebenfalls von seinem erstmaligen Erscheinen im Wiener Verlag von 1904 an ein in Österreich viel gelesenes Buch gewesen, das durch seine hohen Auflagen es dem Autor, von Beruf Oberstleutnant beim „Militärgeographischen Institut“, alsbald ermöglichte, vorzeitig in den Ruhestand zu treten. Wie sehr er sein Werk „Hatschi Bratschis Luftballon“ schätzte, mag vielleicht der Umstand verdeutlichen, daß er im hohen Alter, er starb 1962 92jährig, meinte: „Auf meinem Grabstein sollte stehen: Franz Karl Ginzkey, Dichter des Hatschi Bratschi Luftballon.“³⁹²

Kurz erwähnt sei hier auch Felix Salten, geboren in Budapest, dessen Tierroman „Bambi“, erschienen 1923, sogar von der amerikanischen Filmindustrie verfilmt wurde.³⁹³

Neben der Kinderbuchproduktion entstanden im 19. Jahrhundert auch Kinderzeitschriften. Vom bekannten Autor Jules Verne ist eine Kinderzeitschrift bekannt, die den Titel „Le Magasin illustré d'éducation et de récréation“ trägt, und nicht nur Geschichten und

³⁸⁹ Johanna Mondschein, Europäische Kinderbücher vom 15. bis 19. Jahrhundert. Ausstellungskatalog der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien 1979) 75.

³⁹⁰ Heinrich Hoffmann, Struwwelpeter. (Wien 1948).

³⁹¹ Franz Karl Ginzkey, „Hatschi Bratschis Luftballon“ (Wien/Hannover 1943).

³⁹² Gutgsell, Kinderbilderbücher. 48.

³⁹³ Vgl. Pleticha, Kinderwelt der Donaumonarchie. 225.

Fortsetzungsromane Jules Vernes enthält, sondern auch mit vielen lehrreichen Beiträgen versehen ist.³⁹⁴

In der Zwischenkriegszeit kam es zu einer Fülle von Verlagsgründungen in Österreich; auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur zählten die Reihen „Gerlachs Jugendbücherreihen“, „Konegens Kinderbücher“ sowie die „Kleinen Sesam Bücher“, in der u. a. Weltliteratur für Kinder verlegt wurde, zu den erfolgreichsten.³⁹⁵

In der Bürgerschicht wurden oft Bücher an die Kinder zu Weihnachten verschenkt, wie Grete Witeschnik-Edlbacher von einem Weihnachtsfest während des ersten Weltkrieges schildert:

„Ein Weihnachtsfest war besonders einfach. Mein Bruder und ich bekamen je ein Buch. Groß und schön gebunden in rotem Leinen, lagen die Werke unter dem Baum. Wir haben damals viel gelesen, Mutter, Bruder und ich abwechselnd, das machte uns viel Freude. In den Büchern, die eigentlich gebundene Monatshefte waren, gab es viel Lehrreiches, Vergnügliches und Interessantes. Kam ein Bild, wurde die Lesung unterbrochen und das Bild besprochen. „Der gute Kamerad“ hieß das Buch meines Bruders, meines „Das Kränzchen“.³⁹⁶

Auch Therese Schobloch erinnert sich an Bücher als Weihnachtsgeschenke:

„Erst mit der Beherrschung des Lesens nahmen auch die Weihnachtsfeste den vollen Glanz und Schimmer an, denn die Einbände der neuen Bücher, wie sie so im Reiz ihrer Neuheit dalagen, bei zurückgeschlagenem Schutzumschlägen – die waren und blieben von nun an das Schönste auf dem Weihnachtstisch. Das war die Zeit des herrlichen Kinderjahrbuches „Kinderlust“ (hrsg. v. Frieda Schanz), aber auch schon der Johanna Spyri- und Toni-Schumacher-Erzählungen.³⁹⁷

„Gelesen habe ich in meiner Volksschulzeit nicht viel, das fing erst später an. Dann aber verschlang ich Mädchenbücher, besonders „Das Kränzchen“.³⁹⁸

³⁹⁴ Vgl. Schwabl, Kinderzimmer. 25.

³⁹⁵ Gutgsell, Kinderbilderbücher. 48f.

³⁹⁶ Grete Witeschnik-Edlbacher, Die flackernden Kerzen. In: Blaumeiser, Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 43.

³⁹⁷ Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 22.

³⁹⁸ Schleifer, In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 163.

8.6.2. Kinderlieder

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschienen vermehrt Notendrucke, die sich speziell an Kinder wandten. Für eine solche Liedersammlung „für Kinder und Kinderfreunde“ komponierte Wolfgang Amadeus Mozart im Jahre 1791 das Frühlingslied „Komm lieber Mai und mache...“³⁹⁹

In Österreich erschienen 1819 die ersten gedruckten Kinderlieder mit Melodien in dem großen Sammelwerk „Österreichische Volkslieder“⁴⁰⁰ von Franz Ziska und Julius Max Schottky. Unter anderem befindet sich das bis heute bekannte Liedchen „Stieglitz, Stieglitz. `s Zeiserl ist krank“ darunter.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kamen immer mehr für Kinder komponierte Lieder, Tänze und Reime auf, für Gesang und Instrumente. Diese Fülle von pädagogischen Liederbüchern wirkt noch bis heute in die musikalische Kinderwelt nach.⁴⁰¹

Musikerziehung war in der Bürgerschicht sehr wichtig, ein Statussymbol. Auch Margarete Krobath-Ballak schildert ausführlich ihre „verhasste“ Geigenstunde beim Vater, die sie nur ungern besuchte, und oft mit Tränen begleitet war. Aber der Vater nahm die Musikerziehung seiner Tochter sehr genau. „Mit dem Violinspiel hatte ich sehr wenig Freude und es begleitete mich immer die lustvolle Vorstellung, die Geige beim Hals zu nehmen und ihren Corpus am scharfen Tischeck zu zerschmettern.“⁴⁰²

Claire Eugenie Mollik-Stransky aus einer Bürgerfamilie war gerade erst 8 Jahre alt, als sie schon zu Opern und ins Theater mitgenommen wurde.

³⁹⁹ Reingard Witzmann, „Ringa-ringa-reia...“ Kinderlieder, -reime und -tänze. In: Reingard Witzmann, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992) 50.

⁴⁰⁰ Siehe Franz Ziska, Julius Max Schottky, Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pest 1819).

⁴⁰¹ Witzmann, Kinderlieder. 50.

⁴⁰² Krobath-Ballak, Meine Kindheit. 20.

Daran sieht man, wie viel Wert hier auch bei Mädchen auf die Bildung gelegt wurde.

„Als bedeutsames Ereignis meiner Kinderzeit sind die Musikfestwochen im Jahr 1911 zu erwähnen. Mein Vater war an deren Organisation maßgeblich beteiligt. Eines Abends durften wir ins Theater an der Wien, in welchem der „Verschwender“ zur Aufführung gelangte. [...] Die erste Oper, die ich erlebte, war „Iphigenie in Aulis“ mit der Mildenburg als Klytämnestra und Selma Kurz als Iphigenie, mein erstes Theaterstück „König Ottokars Glück und Ende“ [...].⁴⁰³

8.7. Feste in der Wahrnehmung der Kinder anhand von Weihnachten

8.7.1. Weihnachten in bürgerlichen Familien

Wie kein anderes Fest gliedert Weihnachten den Jahresablauf als etwas ganz Besonderes. Mit der regelmäßigen Wiederkehr und den eingespielten Abläufen in den Familien entsteht aber auch Routine. In dieser Spannung von Besonderem und Gewohntem zeigt Weihnachten die vielfältigsten geschichtlichen Veränderungen.⁴⁰⁴ Durch autobiografische Erzählungen und Erinnerungen an das Weihnachtsfest werden diese Veränderungen rund um das Fest, wie gefeiert wurde, welchen Stellenwert die religiöse Feier, aber auch der Christbaum und die Bescherung hatten, erkenntlich.

Weihnachten wurde vom Bürgertum zum Kindergeschenktag entwickelt, ebenso wie der Geburtstag. Es wurde zum „Kinderfest“, in dessen Mittelpunkt die Weihnachtsbescherung stand.

In bürgerlichen Familien waren schon um die Jahrhundertwende Geschenke selbstverständlich, wie sich in der Erzählung von Christine Schleifer, geboren 1902, zeigt:

⁴⁰³ Claire Eugenie Mollik-Stransky, Wie die Erinneungen vor meinen inneren Blicken auftauchen, so will ich berichten. In: Schnöller, Stekl, „Welt der Geborgenheit“. 101f.

⁴⁰⁴ Heinz Blaumeiser, Eva Blimlinger, Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (Wien/Köln/Weimar 1993) 11.

„An einzelne Geschenke, die mir besonders tiefen Eindruck gemacht hatten, erinnere ich mich noch deutlich: die Puppenbank der Garnitur; darauf saß die Puppe Anna mit einem neuen braunen Samtkleid. Im nächsten Jahr gab es die Sessel und den Tisch dazu. Große Freude machte mir die sogenannte Charakterpuppe, die wie ein wirkliches Baby aussah. Einmal gab es eine geschmackvolle Wolljacke und Mütze zum Eislaufen und – als diese von meiner Schwester übernommen worden war – die lang ersehnte cremfarbene mit rotem Besatz. Wie war ich glücklich! Besonders erinnere ich mich an ein Puppen-Speiseservice mit Veilchendekor. Jedesmal gab es auch ein hübsches Buch, ein Gesellschaftsspiel, das – wenn möglich – noch am gleichen Abend ausprobiert wurde.“⁴⁰⁵

Friedrich Pernitza erinnert sich an die Geschenke, auch als er nicht mehr an das Christkind glaubte:

„Während Tante Lisa die Geschenke im Vorzimmer auspackte, mußte ich in meinem Kinderzimmer ungeduldig warten, bis ich die Glocke hörte, die uns dann allemal zum brennenden Christbaum rief. Da stürzte ich dann auf mein Gabentischlein zu und da lagen oder standen alle die vielen Sachen, die mir ja doch vom Christkind beschert wurden, mochten es nun auch Papa, Mama oder Tante Lisa oder Onkel Hertel gewesen sein.“⁴⁰⁶

Josef Leb über Weihnachten und die Erinnerung an seinen Vater, die ihn noch immer tief berührt:

„Eine ganz wichtige Rolle spielte bei uns Kindern natürlich das Weihnachtsfest. Man könnte sagen: Das halbe Jahr war Vorfreude, das andere halbe Jahr die Nachfreude. Alles, was ich je irgendwo über die Familie zur heiligen Weihnacht gelesen habe, paßt auf unsere Familie. [...] Und dann kamen Christbaum und Bescherung. Das ist ja auch sonst in katholischen Familien überall dasselbe. Außergewöhnlich war nur der jubelvolle Eifer des Vaters, der freilich auf alle Anwesenden übergegangen ist. Er vor allem glaubte mit unnachahmbarer Kindlichkeit an das Christkind!“⁴⁰⁷

Es gibt auch in der Bürgerschicht einige Erinnerungen an das Weihnachtssessen, wie auch von Christine Schleifer:

„Nachdem auch die Dienstleute beschenkt waren, begab man sich zum Festessen mit der sehr begehrten Fischsuppe. Nachher konnte man nach Herzenslust Bäckereien essen und vom

⁴⁰⁵ Christine Schleifer, So läutete es nur einmal im Jahr. In: *Blaumeister, Blimlinger*, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 32.

⁴⁰⁶ März, Autobiographie Pernitza. 48.

⁴⁰⁷ Josef Leb, Und dann kamen Christbaum und Bescherung. In: *Blaumeister, Blimlinger*, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 20

Christbaum holen, wonach es einen gelüstete, die herrliche Mandelbäckerei, die Creme- und Nougatringe und die Bonbons mit den bunten Papierhüllen.⁴⁰⁸

Obwohl in bürgerlichen Familien das Weihnachtsfest schon um die Jahrhundertwende sehr üppig und aufwendig gefeiert wurde, es schon damals Christbaum und Geschenke in jedem Haushalt gab, erinnern sich man sich auch Weihnachten während dem 1. Weltkrieg, als es auch in dieser Gesellschaftsschicht weniger gab.

„Einmal zur Weihnachtszeit, der Krieg wütete schon einige Jahre, lud Bengele uns ein zu seinen Eltern. Wir gingen mit Mutter hin. Bengele nahm uns die Mäntel ab und führte uns ins Wohnzimmer. Ah! Wir starrten den Christbaum an! Er war über und über voll mit in rosafarbenes Seidenpapier gewickelten Christbaumbehang. Wir hatten heuer nicht ein Stück von den gewickelten Bonbons. Mutter hatte selbstgebackene Ringern aufgehängt, die nach Brot schmeckten! Woher nur nahm Familie Sirsch diese Herrlichkeiten? Es gab ja kein Bröckerl Zucker zu kaufen! Bengele ging zum Baum, nahm zwei Stück herunter und gab jedem von uns eines in die Hand. Vorsichtig öffneten wir das Papier. Statt der erwarteten Kostbarkeiten kamen kleine Holzstückchen heraus. Unsere gespannten Gesichter verwandelten sich in enttäuschte. Dann brachen wir alle in Gelächter aus, am meisten lachte Bengele. Er hatte Holzleisten zersägt und so seinen Christbaum geschmückt. Er war trotzdem heiter und zufrieden.“⁴⁰⁹

Das Weihnachtsfest war oder wurde „das“ Fest des Bürgertums, es entwickelte sich zum „Bescherfest“, das es bis heute geblieben ist. Schon um die Jahrhundertwende drehte sich fast alles um die Geschenke, wenn auch vielleicht nicht so abgeklärt wie heutzutage.

8.7.2. Weihnachten in Arbeiter- und bäuerlichen Familien

Jakob Stefan aus einer armen Kleinhäuslerfamilie bei Olmütz erinnert sich an Weihnachten als Kind, wo man sich endlich einmal satt essen konnte:

⁴⁰⁸ Christine Schleifer, So läutet es nur einmal im Jahr. In: *Blaumeiser/Blimlinger*, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 32f.

⁴⁰⁹ Grete Witeschnik-Edlbacher, Die flackernden Kerzen. In: Heinz *Blaumeiser/Eva Blimlinger*, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 44.

„Wir haben uns immer schon gefreut auf das Sauabstechen. Das war immer um die Weihnachten, denn da war es kalt genug. [...] Am Abend war dann das feierliche Essen, wir konnten in unbeschränkter Weise essen, so daß man sich bald krank gegessen hat. [...] Zu Weihnachten hat es nicht viel gegeben, keinen Christbaum, keine Geschenke. Der Heilige Abend war der größte Fasttag. So haben wir erst zum Nachtmahl eine Einbrennsuppe und Heringe mit Kartoffeln bekommen. Als Nascherei gab es gekochte, getrocknete Birnen und Zwetschken. Auch über die Feiertage war reichlich Essen da.“⁴¹⁰

Bei Michael Bauer, welcher um die Jahrhundertwende im Waldviertel in Niederösterreich aufwuchs, war auch das Schlachten ein wichtiges Ereignis.

„Das Schweineschlachten geschah gewöhnlich zwei Tage vor dem Heiligen Abend, vorausgesetzt wir hatten ein Schwein: Es kam vor, daß eine Krankheit das Schwein vorzeitig hinweggerafft hatte; da gab es dann kein Schlachten. Das Aufarbeiten, Portionieren des Schweinefleisches, Speckschneiden usw. geschah am Stephani-Abend. Wenn wir am nächsten Morgen in die Stube kamen, da brutzelte es schon am Herd, und wir freuten uns auf frische Grammeln, die schmeckten himmlisch.“⁴¹¹

Franz Ressler, geboren 1893 in der Steiermark, welcher schon mit zwölf Jahren als Knecht in den Dienst gehen mußte, erinnert sich ebenfalls an das Essen zu Weihnachten:

„Zu Ostern und Weihnachten gab es Unmengen zu essen, war es doch zur damaligen Zeit ein schlechter Platz, wenn man sich nicht an solch hohen Festtagen mindestens ein- bis zweimal übergeben mußte.“⁴¹² Wie absurd einem diese Einstellung der damaligen Zeit vorkommen muss – das ganze Jahr gab es nicht viel zu essen, und dann war es üblich, zu essen bis man sich übergeben musste. Aber vielleicht war gerade das der Sinn und Zweck daran, wenigstens einmal im Jahr auch über die Maßen zu leben und zu genießen, und daran Freude zu haben.

Als zweites Kind von Selbstversorgerbauern 1908 in Burgenland geboren, schrieb Josefina Zlamalik über ihre Weihnachtserinnerungen:

⁴¹⁰ Jakob Stefan, Das Saustechen war immer um die Weihnachten. In: Heinz Blaumeiser/Eva Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 20.

⁴¹¹ Michael Bauer, Wir freuten uns auf frische Grammeln, die schmeckten himmlisch. In: Heinz Blaumeiser/Eva Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 58.

⁴¹² Franz Ressler, Zu Weihnachten gab es Unmengen zu essen. In: Blaumeiser/Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder. 51f.

„Es ist schon sehr lange her. Meine Schwester und ich sowie unsere beiden jüngeren Geschwister hatten immer einen schönen Christbaum. Geschenke gab es kaum. Einmal eine Puppe, oder sonst ein irdenes Puppenreindel oder Puppenhäferl, angefüllt mit Zuckerln, und wir freuten uns sehr.“⁴¹³

Maria Schuster wurde 1915 auf einem kleinen Bauernhof als drittes von vierzehn Kindern geboren. Ab ihrem Schulaustritt musste sie als Magd arbeiten, zunächst am elterlichen Hof, dann bei anderen Bauern. So erlebte sie unterschiedliche Weihnachten bei ihren jeweiligen Dienstgebern. Bei einem gab es nur eine Milchsuppe am Weihnachtsabend, während bei anderen ein reichhaltiges gutes Abendessen serviert wurde. Als Kind gab es

„zu Weihnachten keine Geschenke, es hat ein- oder zweimal einen Christbaum gegeben, soviel ich mich erinnern kann. Es hingen auch ein paar Süßigkeiten oben, es waren aber zu viele Mäulchen dafür.“⁴¹⁴

Wie wichtig auch für Maria Schuster das Essen war zeigt sich in folgender Schilderung:

„Ein kleines Erlebnis – ich war noch ein Schulkind – ist mir heute noch lebhaft in Erinnerung. Die drei älteren Brüder, teils der Schule entwachsen, sehe ich noch deutlich vor mir, wie sie an so einem Heiligen Abend, jeder mit einem kleinen Schmalzpfandl, in dem ein Stückchen Würstel seiner Bestimmung harnte, in der Hand, dastanden. Abwechselnd liefen sie dabei in die Stube, wo sie mit großer Ungeduld den Uhrzeiger verfolgten, denn die Grenze der Fastenzeit – die war damals um 4 Uhr – mußte streng eingehalten werden, bis sie endlich das Pfandl auf die Glut stellen durften.“⁴¹⁵

Weihnachten wurde auf den Bauernhöfen auf verschiedene Weise gefeiert, es wurde aber oft auch gefastet am Heiligen Abend. Ein Beispiel wie streng das gehandhabt wurde:

„Bei einem großen Bauern, wo ich war, kam am Heiligen Abend nur eine Brotmilchsuppe auf den Tisch. Nach Mitternacht wurde

⁴¹³ Josefine Zlamalik, „Wenn man nicht ans Christkind glaubt, kriegt man auch nichts!“ In: Heinz Blaumeiser/Eva Blimlinger, *Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder* (Wien/Köln/Weimar 1993). 53.

⁴¹⁴ Vgl. Maria Schuster, „Lichte Mett`n, finstere Stad`l!“ In: Heinz Blaumeiser/Eva Blimlinger, *Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder* (Wien/Köln/Weimar 1993). 91.

⁴¹⁵ Ebd. 95.

aber groß aufgetischt, doch wer kann sich um 2 Uhr nachts einen fetten Braten zumuten der einem bis zum Aufstehen um 4 Uhr noch im Magen liegt?⁴¹⁶

Maria Gremel wurde 1901 in Kirchsschlag in der Buckligen Welt geboren. Als Kind armer Leute durfte sie nur im Winter zur Schule gehen und musste schon mit neun Jahren als Magd bei der Arbeit der Erwachsenen auf dem Bauerhof mithelfen:

„In die Winterszeit fällt auch das schönste Fest des Jahres: Weihnachten. [...] Was mir am meisten Eindruck machte, war der Gang zur Krippe. In den Krippenandachten fand ich das ganze Weihnachtsfest verkörpert. [...] An Geschenke erinnere ich mich nicht. Nur an ein Weihnachtsgeschenk denke ich noch, wo mein Bruder eine neue Schultasche bekam, um die ich ihn tief beneidete. [...] Einen Christbaum kannten wir noch nicht. Auch in anderen Häusern gab es keinen. Es gab gutes Essen, da wir Fleisch bekamen, ein Gugelhupf wurde gebacken. Wie schon angeführt, Spielsachen gab es nicht. Was sollte also geschenkt werden? Meinen ersten Christbaum bekam ich, als ich schon im Dienst war, 1911, als ich gerade zehn Jahre als war. Den Baum holten wir selber vom Wald, wußten aber nichts damit anzufangen. Als am Heiligen Abend der Rosenkranz gebetet war, das Nachtmahl verzehrt, mußte ich wie immer das Geschirr abwaschen. In der Stube fand ich dann eine Schachtel mit Christbaumschmücken vor, damit schmückte ich den Baum; es war mein erster und letzter.⁴¹⁷

Marie Toth über ihre schönste Weihnachtserinnerung als Kind, als alle Arbeiter und ihre Familien von der Ziegelfabrik Polsterer in Leobersdorf eingeladen wurden:

[Die Frau des Herrn Polsterer] veranstaltete jedes Jahr eine Weihnachtsfeier für die Arbeiterkinder. In der Kantine wurde ein großer Weihnachtsbaum mit vielen Lichtern aufgestellt, und jedes Kind bekam einen Sack mit Obst und einige Süßigkeiten. Das war nicht überall so. Die größeren Kinder sangen Weihnachtslieder. Es war so feierlich und schön. Zu Hause gab es das nicht. Als ich 1910 in die Schule kam – Vater war schon tot – und ich schon Deutsch konnte [die Familie stammte aus Böhmen], sang ich das erste Mal mit. Da gab es auch den ersten kleinen Christbaum daheim. Mein erstes Weihnachtsgeschenk war nicht eine Puppe, sondern eine Schultasche.⁴¹⁸

⁴¹⁶ Ebd. 94.

⁴¹⁷ Maria Gremel, Einen Christbaum kannten wir noch nicht. In: Bartel F. Sinhuber, Weihnachten im alten Österreich (Wien 1996).

⁴¹⁸ Marie Toth, Schwere Zeiten. 28.

Lea Mondo wurde 1913 als zweitjüngste von zwölf Geschwistern in Grünberg bei Steyr in Oberösterreich geboren.

„Nach der Mette gingen wir immer zu meiner Firmpatin ganz in der Nähe. Da gab es Bratwürsteln und noch so allerhand. Bis wir wieder nach Hause kamen, war es meist zwei Uhr morgens. Ich konnte nicht schlafen von der vielen Aufregung und dem Bohnenkaffee. Den gab es nur zu Weihnachten und zu Ostern.“⁴¹⁹

Natürlich wurden auch Süßigkeiten, Torten und Kuchen zur Weihnachtszeit gebacken. Erhard Teich schildert den Brauch seiner Mutter, Germteig für den Kuchen und Christstollen zu kneten, den die Kinder dann zum Bäcker brachten. Dort wurde er vom Bäcker gebacken, später machte ihn die Mutter fertig:

„Dann kam auch schon unsere Mutter und brachte etliche Auflagen für die Kuchen mit. Der Teig wurde wieder ausgewalkt in Kuchenblechgröße, die Mutter belegte dann diesen mit vielen guten Sachen. Da gab's dann Mohnkuchen, Schokoladekuchen, Eierschecke, Bienenstich und Quarkkuchen, das ist Topfenkuchen.“⁴²⁰

Geschenke gab es auch bei Erhard Teich in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wenige, aber meistens lag Nützliches unter dem Christbaum:

„Mein schönstes Geschenk, an das ich mich noch erinnern kann, war ein kleines Leiterwagerl, vollgefüllt mit Nüssen. Eine Peitsche dazu mit einem Pfeiferl hinten dran. Dieses Wagerl war mir das liebste Spielzeug. Es war so fest gebaut, daß es sogar mich tragen konnte. Auch Strümpfe und warme Sachen bekamen wir, die wir meistens dringend nötig brauchten.“⁴²¹

In fast allen Erzählungen über das Weihnachtsfest von Kindern aus der ärmeren Schicht fällt auf, dass das Essen und alles was damit zusammenhängt, wie etwa das Schweineschlachten und Kuchenbacken, sehr prägend in Erinnerung geblieben sind. Da es zum Teil das ganze Jahr über zu wenig gab, war die Freude über einen reichlich gedeckten Tisch am größten. Hier lässt sich erkennen, welchen Stellenwert noch

⁴¹⁹ Lea Mondo, Ich konnte nicht schlafen von der vielen Aufregung und dem Bohnenkaffee. In: *Blaumeiser, Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder*. 102.

⁴²⁰ Erhard Teich, Unterm Tisch hörten wir uns das alles an. In: *Blaumeiser, Blimlinger, Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder*. 107.

⁴²¹ Ebd. 108.

um die Jahrhundertwende das Essen hatte, „sich satt essen zu können“ war keine Selbstverständlichkeit. Geschenke und einen Christbaum für die Kinder gab es selten, oft nur Kleinigkeiten oder Nützliches für den Alltag.

8.8. Kinderferien

8.8.1. Sommerfrische in bürgerlichen Familien

Der Urlaub auf dem Land war zu Beginn des 19. Jahrhunderts hauptsächlich Privileg des Hochadels, ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Lebensform des besseren und finanzkräftigen Bürgertums geworden. Die Reise in die Sommerfrische wurde bald zum unverzichtbaren Bestandteil der bürgerlichen Lebensweise. „Obwohl ein finanziell sehr aufwendiges Vergnügen, war der „sommerliche demonstrative Konsum aus Statusgründen unverzichtbar“. Der jährliche Aufenthalt auf dem Land war zu einem Fixpunkt in der bürgerlichen Jahresplanung geworden und jeder, der zur gehobenen Gesellschaft gehören wollte, mußte die Mittel dafür aufbringen.“⁴²²

Auch die Familie von Friedrich Pernitza fuhr jedes Jahr in die Sommerfrische. Die Wohnung wurde ab Pfingsten eingesommert, das Dienstpersonal, die Köchin, das Stubenmädchen und das Kindermädchen der Familie Pernitza gingen ebenfalls mit auf Sommerfrische. Doch war die Sommerfrische nicht bloß „Vergnügen“, man mußte auch hier immer wieder auf „Repräsentation“ bedacht sein. So wohnte man den Sommer über, wenn möglich, im eigenen „Sommerdomizil“ oder, wie auch die Familie Pernitza, in einem gemieteten. Je nach finanzieller Möglichkeit war dieses nur eine Wohnung oder sogar eine Villa, wie sie sich betuchte Bürgerliche in ihrem bevorzugten Sommerfrischenort errichten ließen.⁴²³

⁴²² Sonja Herzog, *Bürgerliche Freizeit. Eine Analyse autobiographischer Texte* (Wien 1998) 45.

⁴²³ Vgl. März, *Autobiographie Pernitza*. 1993. 80.

Selten kam es unter den Kindern zu Kontakten zur einheimischen Bevölkerung unterer sozialer Schichten. Durch die Unterstellung der Kinder unter die Aufsicht eines Kindermädchens oder einer Gouvernante wurde auch jeglichem unerwünschten Kontakt von vornherein eine Grenze gesetzt. Das Sommerfrischenprogramm war typisch für die Jahrhundertwende. Täglich ging Friedrich Pernitza mit seiner Mutter schwimmen und machte mit ihr einen Spaziergang zu einer Jausenstation. Seine Schwestern spielten Tennis, er dagegen seltener. Er unternahm auch stets eine Bergtour.⁴²⁴ Pernitza erwähnt in seiner Autobiografie keine Spielgefährten als er ein Kind war, auch auf Sommerfrische spielte er meist alleine, oder manchmal mit seinen älteren Geschwistern. Dies entspricht dem Bild von der typischen bürgerlichen Familie, die sehr zurückgezogen lebte, und sehr bedacht war auf die soziale Distanz zu anderen Gesellschaftsschichten.

Die Sommerfrische-Erinnerungen von Therese Schobloch klingen ähnlich, man reiste mit der Mutter und den Geschwistern ins Salzkammergut, und blieb doch meistens unter sich. Interessant ist ihre Beobachtung der „Gleichberechtigung“ von Kindern und Erwachsenen, die sie so nicht kannte:

„Die Ferien verbrachten wir im Sommer 1904 zum erstenmal in Aussee. Es war dies einer unserer drei „Ausseer Sommer“, die sich mir alle als leuchtende Glückserinnerung eingeprägt haben. [...] Wenn unsere Spaziergänge ins Zentrum des Kurortes und somit an den Tennisplätzen vorbeiführten, sah ich mit Erstaunen, daß dort auf den Zuschauertribünen unter dem eleganten Kurpublikum auch Kinder saßen – Kinder, sogar jüngere als ich, die mit ihren Eltern und deren Bekannten am Spiel Anteil nahmen und mitredeten; ja, in turnierfreien Stunden konnte man sie selbst auf den Plätzen spielen und Tennis üben sehen! Es fasste mich eine Art Staunen darüber, daß hier Erwachsene und Kinder wie Gleichberechtigte dieselben Interessen zu haben schienen!“⁴²⁵

Auch Marie von Ebner-Eschenbach verbrachte die Sommermonate von Mai bis Oktober immer auf dem Landgut. „Seit Anfang Mai befanden wir

⁴²⁴ März, Autobiographie Pernitza. 81.

⁴²⁵ Schobloch, Hinterlegte Zeichen. 58.

uns auf dem Lande unter der Obhut unserer Großmutter und Tante Helenens.“⁴²⁶

Jedes Jahr hielt man sich im Sommer auf dem Schloss am Land auf, wo auch teilweise der Unterricht fortgesetzt wurde. Ebner-Eschenbach erwähnt kein einziges Mal Freundinnen, sie hatte nur Umgang mit ihren Geschwistern und mit der Kinderfrau, der Gouvernante und sonstigen Betreuern oder Lehrern.

8.8.2. Keine Ferien in Arbeiterfamilien und im Bauernstand

In den autobiografischen Aufzeichnungen werden Ferien, oder sogar Urlaub, in den Unterschichten nicht erwähnt. Manchmal finden sich Berichte, über die Ernte, über die Arbeit im Sommer, und dass sich die Kinder schon auf die Schule freuten, wo sie sich mehr ausruhen konnten. „Und so verging ein Tag um den anderen in den Ferien. Unsere Mutter hatte jeden Tag Arbeit für uns.“⁴²⁷

„In den Ferien waren wir Kinder, erwachsene ältere Leute und wer halt sonst gerade Zeit hatte, immer mit dem Beerenpflücken und Schwammerlsuchen beschäftigt. In unseren Wäldern gab es für alle genug. Fast jeden Tag gingen wir in den Wald, um Schwarzbeeren und Eierschwammerl zu suchen. Das war natürlich eine Bereicherung für den Speisezettel. Was vom täglichen Verbrauch an Beeren übrig blieb, wurde getrocknet.“⁴²⁸

8.9. Exkurs: Hygiene

Noch kurz ein paar Worte zur Hygiene und zur medizinischen Versorgung, obwohl es auf den ersten Blick nicht unbedingt mit dem Kinderalltag zu tun hat. Aber irgendwie doch, da die Missstände, bedingt

⁴²⁶ Ebner-Eschenbach. 127.

⁴²⁷ Eger, In: Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen“. 277.

⁴²⁸ Weber, Häuslerkindheit. 64.

durch Mangel an sauberes Wasser und fehlender Hygiene, auch die Kinder der Gesellschaft betrafen.

Dem Wasser, zum Waschen und auch zum Baden wurde ab Mitte des 18. Jahrhunderts große Wirkung nachgesagt, vor allem dem kalten Bad. Schon 1799 schrieb Hufland:

„Man bade das Kind vom Anfange an alle Wochen ein oder zweimal lauwarm. [...] Nichts erhält Reinigkeit des Körpers, diesen Grundpfeiler der Gesundheit, so vollkommen als das Baden. [...] Man glaube doch nicht, dass man durch das gewöhnliche leichte Ueberhinfahren, das man Waschen nennt, diese bis in die Hautporen gedrungene Unreinigkeit wegbringen und dieselben rein machen könne. Nur Bäder sind dies zu thun im Stande, und, wo man sie vernachlässigt, wird jene Unreinigkeit die Hauptquelle der vielen Ausschläge.“⁴²⁹

Im 19. Jahrhundert setzten sich langsam das neue Körperbild und die damit verbundenen neuen Hygienevorschriften in der Medizin langsam durch. Es war das Ziel der Mediziner und Pädagogen, die einzelnen Schichten des Bürgertums mit den neuen Reinlichkeitsstandards vertraut zu machen und zu deren Verbreitung und Akzeptanz beizutragen.⁴³⁰ Es erschienen dazu eine Reihe von medizinischen ratgebenden Büchern, die sich aber zum Großteil an die wohlhabenderen Schichten wandten, in denen Anweisungen zum Waschen und Baden, zur Zahnpflege, zur Behandlung der Haare, zum Umgang mit der Schminke und zur Kleidungs- und Wohnungshygiene erteilt wurden.⁴³¹

Die Reichweite der neuen Reinigungspraktiken überschritt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kaum die engen Grenzen des Bürgertums und der adeligen Gesellschaft, was die Methoden der Körperpflege in den Unterschichten im Vergleich zum vorhergehenden Jahrhundert weitgehend unverändert bleiben ließ. Das große „Nichtwaschen“ hielt

⁴²⁹ Vgl. Martina *Bauer*, Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen im Wandel der Zeit. Eine Betrachtung des deutschsprachigen Raumes vom Beginn des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert (Wien 1999) 48.

⁴³⁰ Ebd. 63.

⁴³¹ Ebd. 64.

sich „mangels Verlangen und mangels Möglichkeit“ in weiten Teilen der Bevölkerung bis weit ins 19. Jahrhundert.⁴³² Die schlechten Hygienebedingungen waren in erster Linie in der schlechten Wasserversorgung begründet. Da man das Wasser oft über weite Strecken schleppen musste, waren das Interesse und die Möglichkeit an einer täglichen Körperhygiene nur bedingt vorhanden.

Es gibt mehrere Gründe für die Ausweitung des Hygieneprogramms auf die Unterschichten. Zunächst entdeckte der Staat den Wert des gesunden, reinlichen und leistungsfähigen Menschen als wichtigste Ressource für Macht, Ruhm und Reichtum.⁴³³ Neben dem ökonomischen Wert einer gesünderen Bevölkerung, erwartete man sich als Nebeneffekt von der physischen Reinigung des Körpers auch eine „sittlich-moralische Veredelung des Charakters“.⁴³⁴ Man erhoffte sich also durch Körperpflege und hygienischen Lebensgewohnheiten ein gesitteteres Leben in der Unterschicht. Des Weiteren war natürlich die Eindämmung der Verbreitung von Krankheiten und Seuchen ein angenehmer Nebeneffekt von allgemeinen Hygienemaßnahmen.

Wie es mit der Hygiene stand in einer Zeit, da alle intimen Bereiche im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrhunderten zunehmend verborgen wurden, ist selten überliefert. Auch der Besitz einer speziellen Nachtkleidung war nur Kindern aus gutem Hause vorbehalten. Über das großbürgerliche, morgendliche Wasch-Ritual schreibt der Dramatiker Carl Sternheim (1878-1942) aus seiner Hannoveraner Kindheit:

„Das Ankleiden der sechs Kinder morgens mit Hilfe des Kinderfräuleins war frommer Ritus. Das halbe Dutzend wurde in die Badewanne gesetzt, vom Fräulein reingebürstet; einer nach dem anderen im Badetuch durch die offene Tür ins Nebenzimmer getragen, auf das Billard gesetzt, wo Mama mit großem Badelaken, „Bädeläken“, alles zu Ende blitzblank putzte. Dann ging es an die Höschen, Röckchen, Jäckchen, Bänderchen und Schlipschen; zum Schluß bekam jeder von meiner Mutter einen

⁴³² Vgl. *Bauer*, Körperhygiene. 132.

⁴³³ *Bauer*, Körperhygiene. 64.

⁴³⁴ Vgl. *Bauer*, Körperhygiene. 64.

zärtlichen Backenstreich, der sich bei peinlichen Umständen des einen oder anderen zu einer Backpfeife steigerte!“⁴³⁵

In Mutter-Kind-Ratgebern des 19. Jahrhunderts findet man Aufforderungen an die Mutter, die Kinder mit kalten Waschungen abzuhärten und so aus den Sprösslingen gesunde und robuste Menschen zu machen.⁴³⁶ Die Reinlichkeitspflege der Kinder war die Aufgabe der Mutter, die Ratgeber stimmten schon früh überein, dass ein tägliches Waschen und Baden anzuraten ist.

Die körperliche Pflege wurde im Laufe der Zeit auch verstärkt in der Schulerziehung unterstützt und gefördert. Eines der frühesten und bekanntesten Werke dieser Art ist Bernhard Christoph Fausts (1755 – 1842) „Gesundheits–Katechismus“, der sich direkt an kleinere Kinder wandte, denen im Unterricht die einzelnen Kapitel vorgelesen werden sollten. Zur Frage „Was nützt dem Menschen die Reinlichkeit?“ fand man beispielsweise folgende Antwort:

„Sie erhält und befestigt die Gesundheit, die Sittlichkeit und die Würde des Menschen; sie erheitert seinen Verstand und ermuntert ihn zur Thätigkeit; sie verschafft ihm Achtung und Liebe bei Anderen, und nur der reinliche Mensch ist eines sittlichen frohen und gluecklichen Lebens faehig.“⁴³⁷

Ende des 19. Jahrhunderts wurde in den Schulen das Schulbad eingeführt, wo unter Aufsicht von Lehrpersonen geduscht wurde. Die Beteiligung der Schulkinder bestand auf freiwilliger Basis, wobei ihnen die Benutzung an den für jede Klasse reservierten Wochentagen nahegelegt wurde.⁴³⁸ In dieser Zeit wurden auch Volksbäder für die Bevölkerung eingerichtet, in Wien wurde 1887 das erste Wiener Volksbad eröffnet.⁴³⁹

⁴³⁵ Ingeborg Weber-Kellermann, *Die Kinderstube* (Leipzig 1991) 62 f.

⁴³⁶ Vgl. Eiszner, *Die Rolle der bürgerlichen Ehefrau*. 49.

⁴³⁷ Bauer, *Körperhygiene*. 155.

⁴³⁸ Vgl. Bauer, *Körperhygiene*. 157.

⁴³⁹ Vgl. Bauer, *Körperhygiene*. 183.

Aus Hygienegründen wurden den Kindern der unteren Schichten oft die Haare rasiert, um so Läuse und andere Ungeziefer zu vermeiden. Karl Rauch, geboren 1911 in Wien-Favoriten erzählt:

„Und zwar war es so, daß wir aus Sparsamkeits- und Hygienegründen immer Glatzen tragen mußten. Ich hatte die größte Abneigung gegen eine Glatze. Trotzdem führte man mich zum Friseur. Der schnitt mir die Haare bis auf die Haut ab, obwohl ich weinte und schrie. Mein Geschrei setzte ich auf der Straße fort. Ich warf mich auf das Trottoir und brüllte: „Meine Haare will ich haben! Meine Haare will ich wieder haben!“ Mein einziger Erfolg war, daß ich Wuchse bekam.“⁴⁴⁰

Läuse waren ein sehr häufiges Problem, vor allem in der Unterschicht, aber manchmal auch in der Bürgerschicht: „Ich hatte immer Läuse, und wenn ich Läuse hatte, bekam ich Prügel“⁴⁴¹ schildert Emilie Deutmoser-Molnar, über ihre Probleme mit einer Tante, die sich nach dem Tod ihrer Mutter schlecht um sie kümmerte.

Obwohl in Gesundheitsratgebern bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Zahnbürste Erwähnung findet, sollte es noch über hundert Jahre dauern, bis sie sich durchsetzen konnte.⁴⁴² Lange Zeit waren Zahnpulver zum Reinigen der Zähne üblich, wobei diese aber aufgrund ihrer Bestandteile teilweise schädlich waren.

Über das Zähneputzen habe ich fast keine Berichte in den Autobiografien gefunden. Hans Hülber, welcher 1911 in Wien-Ottakring geboren wurde, berichtet erstmals aus dem Jahr 1920. „So zum Beispiel gab es landläufig um 1920 nur Zahnpulver, wenn die Zähne überhaupt geputzt wurden. Zahncreme kam erst allmählich in Gebrauch.“⁴⁴³ Auch Marie Toth, geboren 1904, wusste als Kind nichts über Zahnpflege:

„Im Haus wohnte eine alte Frau. Sie war vielleicht gar nicht so alt. Sie hatte keine Zähne im Mund, der Mund war eingefallen, und so sahen Vierzig-, Fünfzigjährige schon alt aus. Ob es damals schon Zahnärzte gab – nie davon gehört.“⁴⁴⁴

⁴⁴⁰ Rauch, In: Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ 70f.

⁴⁴¹ Emilie Deutmoser-Molnar, „Wenn ich nicht strickte, bekam ich Prügel“. In: Schnöller, Stekl, Welt der Geborgenheit. 55.

⁴⁴² Vgl. Bauer, Körperhygiene. 81.

⁴⁴³ Hülber, In: Gutschner, „Ja, was wissen denn die Großen...“ 60.

⁴⁴⁴ Marie Toth, Schwere Zeiten. 33.

Bis weit ins 18. Jahrhundert ist es üblich, den ganzen Körper des Säuglings mit Wickelbändern, sogenannten „Fatschen“ fest zu umwickeln. Das Kind ist dabei vom Kopf bis zu den Zehen, Arme und Beine eingeschlossen, so bandagiert, daß nur der Kopf hervorsieht. Über Jahrhunderte hinweg ist man der Ansicht, dass diese Art des Wickelns die Kinder nicht nur vor allerlei Schäden schütze, sondern auch Rücken und Gliedmaßen gerade halte.⁴⁴⁵

Aufklärung war tabu, manchmal auch die Aufklärung der Mädchen über ihre Tage. Wimschneider schildert in ihren Kindheitserinnerungen über diese Begebenheit, wobei man anmerken muss, dass ihre Mutter gestorben ist, welche sie wahrscheinlich über die Menstruation bei Frauen informiert hätte. Trotzdem ist die peinliche Berührtheit rund um das Thema ersichtlich:

„Eines Tages, ich war 14 Jahre alt, war meine Hose naß, na so was, ich muß ja gar nicht aufs Klo, ich schaute nach und erschrak ganz furchtbar. Mein Gott, nun muß ich sterben, dachte ich und erinnerte mich an die Mutter, die auch so geblutet hat und dann gestorben ist. Ich habe mich an einem sicheren Platz versteckt und bitterlich geweint. Nach einer Weile suchten sie mich überall, im Stall, in der Scheune, im Haus. Da kam ich dann aus dem Versteck hervor, und alle sahen, daß ich geweint hatte. Da fragten sie mich, warum. Ich sagte, ich habe so große Schmerzen im Bauch. Der Vater sagte, so schlimm ist es wohl nicht, du wirst nicht gleich sterben. Ich schwieg. Nun machte ich mir aus einer alten braunen Decke eine Einlage, die ich mit Sicherheitsnadeln befestigte, und das Bluten verging von selbst wieder. Da hab ich alles gewaschen und heimlich unter der anderen Wäsche getrocknet und wurde wieder fröhlich, weil ich nicht gestorben bin. Aber nach einer Zeit kam das wieder, nun war es nicht mehr so schlimm, weil ich ja beim erstenmal auch nicht gestorben bin. Einmal kam ich zur Krämersfrau um ein Pfund Zucker. Die war auch Hebamme. Sie fragte mich nun aus, ob ich Blutungen habe, und klärte mich insoweit auf, daß das alle Frauen haben. Sie schenkte mir auch einen Gürtel und sechs Damenbinden, nun war ich gut ausgestattet und wieder ein Stück aufgeklärt.“⁴⁴⁶

⁴⁴⁵ Michaela Fuchs, „Wie sollen wir unsere Kinder erziehen?“ Bürgerliche Kindererziehung im Spiegel der populärpädagogischen Erziehungsratgeber des 19. Jahrhunderts. Wien 1996. 112.

⁴⁴⁶ Wimschneider, Herbstmilch. 50.

8.9.1. Medizinische Versorgung

Im frühen 18. Jahrhundert herrschte im Volk noch die Meinung vor, dass eine Krankheit nur als ein unvermeidliches, von Gott gesandtes Schicksal interpretiert werden könnte. Eine Störung der Gesundheit wurde als „Strafe Gottes für begangene Sünden, als Sendung der bösen Mächte [und] als Heimsuchung und Einwirkung von bösen Geistern und Hexen bezeichnet. Diesen Annahmen zufolge war der Mensch ziemlich schutzlos einer höheren Gewalt ausgeliefert.“⁴⁴⁷ Diese Meinung veränderte sich aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts, da man den menschlichen Körper nicht mehr von vornherein als schlecht und verunreinigt betrachtet, galten Krankheiten [jetzt] nicht mehr länger als Gottes Wille und unvermeidbares Schicksal, was zu einer neuen Definition von Gesundheit und Krankheit führte.⁴⁴⁸

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war die Schwindsucht eine Massenkrankheit, deren seuchenartige Verbreitung durch die Zuwanderung und Ballung von Menschen in Industriezentren sowie die elenden Ernährungs- und Wohnverhältnisse begünstigt wurde. Besonders anfällig waren die Zuwanderer aus den im Allgemeinen Tbc-freien ländlichen Gebieten. Die Tbc-Sterblichkeit lag in Österreich bei 390 Todesfällen pro 100.000 Einwohnern (1890), in Wien noch wesentlich höher, in Elendsvierteln vier- bis sechsmal höher. Mit fast der Hälfte der Todesfälle belegte sie mit Abstand die erste Stelle der Todesursachen. Die Tuberkulose wurde hier gern „Wiener Krankheit“ genannt.⁴⁴⁹ Bei Toth hieß es die „Proletarierkrankheit“.⁴⁵⁰

Meistens starben eher junge Menschen an der Tuberkulose, da ihr Körper oft schon von der „Schwindsucht“ geschwächt war. Diese Kranken wurden in der Regel arbeitsunfähig und fielen nicht nur den

⁴⁴⁷ Bauer, Körperhygiene. 36.

⁴⁴⁸ Bauer, Körperhygiene. 48.

⁴⁴⁹ Jan Tabor, An dieser Blume gehst du zugrunde. Bleich, purpurrot, weiß – Krankheit als Inspiration. In: *Ehalt, Heiß, Stekl*, Glücklicherweise vergisst...? 215.

⁴⁵⁰ Marie Toth, Schwere Zeiten. 35.

sozial schwachen, sondern auch begüterten Familien zur Last. Die Behandlungen waren sehr kostspielig, ihr Erfolg höchst ungewiss. Obwohl die Krankheitsanfälligkeit der Menschen aus der Unterschicht besonders hoch war, blieb die Tbc keine „Armenkrankheit“; auch die Oberschicht war bedroht.⁴⁵¹

Marie Toth, deren Vater an Tuberkulose gestorben ist, als sie fünf Jahre alt war, beschreibt, wie auch ihre Schwester daran gestorben ist:

„Schwester Resi ist in die letzte Klasse gekommen. Ich kann mich an sie weniger erinnern als an Vater. In der Schule war sie beim Lehrpersonal sehr beliebt, eine Musterschülerin, was Fleiß und Reinlichkeit anlangt, dabei immer ruhig und unauffällig. Aber sie war schon kränklich. Nach einer Verkühlung, so sagte mir Mutter, ist die Krankheit ausgebrochen, und nach sechs Wochen war sie tot. Es hieß die „galoppierende Tuberkulose“. Es war drei Jahre nach Vaters Tod. Das hat die Mutter viel mehr getroffen als Vaters Tod. Bis ins hohe Alter machte sie sich Vorwürfe, weil meistens Resi bei Vater geschlafen hat, aber niemand hat ihr vorher gesagt, daß es ansteckend ist.“⁴⁵²

Diese Beschreibung zeigt, wie schwierig die Zeiten für die arme Bevölkerung waren. Auch wenn sie über die Ansteckungsgefahr von Tuberkulose Bescheid gewusst hätten, was hätten sie an den Wohnungsverhältnissen ändern sollen? Meistens hatten die Familien nur einen Schlafraum, zwei Betten für alle Personen im Haushalt. So konnten sich Krankheiten natürlich noch viel schneller verbreiten.

Die Syphilis, auch Lustseuche genannt, war ebenfalls eine überaus häufige Erkrankung. Noch in der Biedermeierzeit rangierte sie vor Krätze und Wechselfieber weit vorne auf der Liste der behandelten Krankheiten, obwohl sie häufig nicht oder nur geheim behandelt wurde. Nun könnte man meinen, diese Krankheit hätte nur sexuell-aktive, erwachsene Menschen betroffen. Jedoch war diese Krankheit vererbbar, weshalb auch viele Kinder an Syphilis erkrankt auf die Welt kamen.⁴⁵³ Das Verhängnisvolle war, daß es neben den offensichtlich angesteckten

⁴⁵¹ Tabor, In: Ehalt, Heiß, Stekl, Glückliche ist, wer vergisst...? 215f.

⁴⁵² Marie Toth, Schwere Zeiten. 34.

⁴⁵³ Tabor, In: Ehalt, Heiß, Stekl, Glückliche ist, wer vergisst...? 227.

Neugeborenen auch Kinder geben konnte, bei denen vorerst keine Symptome erkennbar waren. Neben den gesunden gab es auch scheinbar gesunde Kinder. Kein Wunder also, daß die Syphilis nicht nur als die geheime, sondern als eine geheimnisvolle Krankheit galt, mehr noch, als „Strafe Gottes“.⁴⁵⁴

Die großen Erfolge der Medizin im 19. Jahrhundert wurden durch die zunehmende Verschlechterung der Lebensbedingungen weitgehend zunichte gemacht. Dennoch gab es auch Erfolge, welche die Lebensqualität erheblich verbesserten. Nachdem 1873 die erste Hochquellwasserleitung [in Wien] fertiggestellt war, sank die Zahl der Typhustoten von 1149 (1871) auf 185 (1879).⁴⁵⁵ Nun hatten sich auch die Einstellung zur Gesundheit, die Kenntnisse der Hygiene und das ganze Körperbewusstsein grundsätzlich gewandelt.

Maria Gremel hat sich als kleines Kind schwere Verbrennungen zugezogen, als sie dem heißen Futtertrank für die Ziegen zu nahe gekommen war. Diese Kindheitserinnerung zeigt deutlich, wie abhängig medizinische Versorgung von Wohlstand der Bevölkerung abhing. Wer es sich nicht leisten konnte, ging selten zum Arzt.

„Wieviele Grade an Verbrennungen ich dabei erlitt, kannte und wusste man nicht; Doktor wurde keiner zugezogen. Am ganzen Fuß bildete sich wildes Fleisch, alles war eitrig. Das war im Februar, den ganzen Sommer über mußte ich nur liegen, meist den ganzen Tag allein, da Mutter ja arbeiten mußte und mein Bruder mit den Nachbarkindern herumlief. Erst im Oktober war es dann so weit, daß ich aus dem Bett konnte und nun mußte ich zum zweitenmal das Gehen lernen.“⁴⁵⁶

Interessant sind die Hausmittel-Rezepte in den Autobiografien, vor allem in den Unterschichten hatte man fast nie Geld für einen Arzt oder für Medikamente:

Therese Schobloch war als Kind sehr schüchtern und auch öfters krank. Ein Rezept ihres Hausarztes, als sie einmal krank war:

⁴⁵⁴ Ebd. 228.

⁴⁵⁵ *Tabor*, In: *Ehalt, Heiß, Stekl*, *Glücklich ist, wer vergisst...*? 233.

⁴⁵⁶ *Gremel*, *Mit neun Jahren im Dienst*. 23.

„Eines Tages hatte er [Dr. Raudnitz] mir „Kefir“ verordnet, damals der letzte Schrei der Heilkunde. Mit den Worten: „Schau, Reserl, jetzt bekommst du Champagner“, goß er mir mit aufmunternder Geste grünlich-weißes Zeug aus der Flasche ins Glas. Ich war angewidert und stieß unter zornigen Tränen hervor: „Das ist kein Sampana, das ist ein Quarkbier“, worauf er laut lachend ganz verwundert ausrief: „Bravo, bravo – das ist es ja wirklich!“

„Für Husten oder Halsweh im Winter hatte Mutter so ihre Hausmittel. Sie ging mit uns Kindern um roten Holler. Daraus machte sie eine Salse. Der Holler wurde dick eingekocht, und bei Bedarf gab`s ein Löffel voll, den wir ganz langsam schlucken mussten. Im Nu war das Halsweh vorbei. Bei starkem Husten und Heiserkeit gab`s Maiwipferlsaft. Also da war unser starker Husten nicht immer ganz ehrlich. Denn der Saft schmeckte himmlisch. [...] Krank, so richtig schwer krank, waren wir eigentlich nie!⁴⁵⁷

In einer anderen Autobiografie fand sich ein weiteres „Rezept“ gegen Halsweh und Husten:

„Als kränkliches Kind war ich oft verurteilt, im Bett zu bleiben, was für mich eine friedliche Zeit bedeutete. Schlimm war es nur nachts, wenn ich ein „Federl im Hals“ hatte und ich immer wieder husten mußte. Ein Kaffeelöffel Schmalz linderte für einige Zeit den Hustenreiz.“⁴⁵⁸

Theresia Kains Schwester hatte eine schwere Lungenentzündung, als sie gerade einmal ein halbes Jahr alt war. Der Arzt meinte, es gibt nur noch ein Mittel, welches aber sehr teuer zu kaufen ist.

„Ich weiß nicht, was für eine Medizin das war, aber der Doktor hat's ihr eingegeben, dann hat er sie bei den Füßen genommen, mit dem Kopf nach unten gehalten und mit dem Wasser übergossen. Geschrien hat sie viel und bei der Stunde ist sie wieder gesund geworden! Sie haben gesagt, wenn sie das aushaltet, das kalte Wasser und das Fieber, dann wird sie wieder gesund! Und so war es dann auch.“⁴⁵⁹

Zum Schluß dieses Kapitel möchte ich noch kurz anfügen, dass das Thema „Hygiene und medizinische Versorgung“ auf den ersten Blick vielleicht nicht typisch für den Kinderalltag zu nennen ist. Da die Waschgelegenheiten und auch ärztliche Betreuung aber so wenig in den

⁴⁵⁷ Margarete Flasch, Freitags machte Mutter immer einen ihrer herrlichen Strudel. In: Jürgen Ehrmann (Hg.), Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Geschichten vom Essen und Trinken. (Wien/Köln/Weimar 1995). 70.

⁴⁵⁸ Krobath-Ballak, Meine Kindheit. 21.

⁴⁵⁹ Kain, In: Friedl, Familienleben. 16.

autobiografischen Aufzeichnungen erwähnt werden, wollte ich es hier kurz anschneiden. Nicht zuletzt, weil die hygienischen Bedingungen auch ein Ausdruck der Alltagsbedingungen in jener Zeit sind.

9. Zusammenfassung

In der vorliegenden Arbeit wurde versucht, die Alltagsbedingungen der Kinder in den verschiedenen sozialen Schichten darzustellen. Der bearbeitete Zeitraum umfasst das Industriezeitalter vom 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. In dieser durch Industrialisierung und Bevölkerungswachstum gekennzeichneten Zeitspanne, wurden auch die sozialen Schichten einem Wandel unterzogen. Die Gegensätze zwischen den Gesellschaftsschichten traten im Zuge dieser Veränderungen stärker hervor und angedeutete unterschiedliche finanzielle Möglichkeiten und auch Arbeitszeiten führten zu den Unterschieden im Kinderalltag.

Die Einbeziehung von autobiografischen Texten als historische Quellen sollte einen möglichst „direkten“ Einblick in die verschiedenen Lebenswelten und damit auch der kindlichen Alltagserfahrungen geben. Es wurde versucht, mit Hilfe von ausgewählten autobiografischen Textauszügen und der Verwendung von Sekundärliteratur ein vielfältiges, jedoch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit stellendes, Bild der Alltagsgeschichte zu zeichnen.

Manche Klischees, die „behütete Kindheit im Bürgertum“ und die „trostlose Arbeiterkindheit“, wurden bestätigt, manche aber auch etwas relativiert. Generell kann man keine Gesellschaftsschicht auf einen Zustand oder auch Missstand festlegen. Überhaupt ist es schwierig, aufgrund von einigen autobiografischen Aufzeichnungen einen Rückschluss auf die gesamte soziale Schicht zu schließen. Dennoch lässt sich feststellen, dass der Großteil der Erzählungen in den

autobiografischen Aufzeichnungen dem Bild entspricht, welches man von der jeweiligen Gesellschaftsschicht hat.

Das bürgerliche Ideal wurde ein erstrebenswertes Gut, welches es galt zu erreichen. Auch wenn das Bürgertum nur einen geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmacht, hatte es großen Einfluss auf die folgenden Entwicklungen innerhalb einer Familie. Die Wahrnehmung des Kindes als selbstständiges Individuum, welches kindgerecht zu erziehen und auszustatten war, beeinflusste den weiteren Verlauf in der Veränderung der Kindheit nachhaltig. So formte sich im 19. Jahrhundert das Bild des Kindes als eigenständiges Individuum immer deutlicher, die Folgen lassen sich auch im Alltag erkennen. Es entstand das Kinderzimmer, welches mit passenden Kindermöbeln ausgestattet wurde. Die Kinderkleidung und das Kinderspielzeug wurden den neuen Bedürfnissen der Kinder angepasst. Auch hat sich schon damals im Bürgertum Weihnachten als das „kindliche Bescherfest“ herausgebildet, das es bis heute geblieben ist.

So wie es im Bürgertum Unterschiede zwischen dem reichen Großbürgertum und dem gebildeten Kleinbürgertum gibt, lassen sich auch Arbeiterkinder nicht auf eine Charakteristik festlegen. Es kommt auf die jeweilige Familiensituation, aber auch auf die zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten an. Jede Autobiografie ist anders, so wie auch noch heute die individuelle Situation der Kinder verschieden ist. Generell lässt sich aber sagen, dass es schwierig war, aus einer gegebenen Situation auszubrechen. Wenn die Eltern Bauern waren, so wurde man auch dahingehend erzogen. Es gab nicht viele andere Möglichkeiten, da es im 19. Jahrhundert zumeist an Alltäglichem und vor allem an Geld mangelte.

Kindheit im Arbeitermilieu und auch im Bauerntum im 19. Jahrhundert hatten nichts gemein mit der Kinderwelt des 21. Jahrhunderts in Österreich. Damals mussten Arbeiterkinder einer Erwerbstätigkeit nachgehen um einen Beitrag zum Familieneinkommen zu leisten, heutzutage schützen sie Kinder- und Jugendschutzgesetze davor. Die

Kinderarbeit war sehr prägend für die untere Gesellschaftsschicht, sie gehörte zum Alltag beim Großteil der Kinder dazu, wie das tägliche Brot. Überhaupt waren die Grundbedürfnisse wie Essen, Kleidung und Wohnung nicht gesichert, und mussten so jeden Tag aufs Neue erkämpft werden. Wie wichtig genug zu essen war, sieht man anhand der Erinnerungen an Weihnachten. Viele Autoren beschreiben dies mit Resignation oder Abgestumpftheit, da man sowieso nichts ändern konnte, beziehungsweise es nicht anders kannte.

Da in den Arbeiterwohnungen der Wohnraum oft sehr beengt war, verbrachten viele Kinder im städtischen Arbeitermilieu ihre „Freizeit“ auf der Gasse, wo sie sich ihre eigenen Spiele kreierten. Aber auch auf dem Land waren die Kinder erfindungsreich im Spielen, falls sie Zeit dazu hatten. In den höhergestellten Schichten gab es schon damals Kinderspielzeug, wenn es auch mit dem heutigen nicht vergleichbar ist. Heutzutage ist Spielzeug ein Massenerzeugnis, die Kinder werden oftmals mit sehr teuren Spielzeuggeschenken überhäuft, welches bald in einer Ecke ihres „selbstverständlichen Kinderzimmers“ verschwindet.

Als Ergänzung habe ich auch noch als Exkurs das Thema Hygiene und medizinische Versorgung angesprochen. Ein kurzer Überblick über die Entwicklung, und in weiterer Folge die Bestätigung, wie schlecht die hygienischen Bedingungen waren. Als interessantes Beispiel für die Zustände in den Unterschichten wollte ich „Hausmittel“, welche in den Autobiografien so anschaulich erklärt wurden, erwähnen.

Abschließend kann bemerkt werden, dass die Thematik des Kinderalltags wirklich sehr spannend ist und noch lange nicht genug ausgeforscht wurde. Es lassen sich auch aufgrund der historischen Veränderungen viele Rückschlüsse auf unsere heutigen Kinder und ihren Alltag ziehen.

10. Bibliografie

10.1. Quellen

Heinz *Blaumeiser*, Eva *Blimlinger*, Alle Jahre wieder... Weihnachten zwischen Kaiserzeit und Wirtschaftswunder (Wien/Köln/Weimar 1993).

Marie von *Ebner-Eschenbach*, Meine Kinderjahre In: Helmut *Hirsch* (Hg.), Über Tische und Bänke. Erzählte Kindheit 18./19. Jahrhundert (Berlin 1982) 387.

Jürgen *Ehrmann* (Hg.), Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Geschichten vom Essen und Trinken. (Wien/Köln/Weimar 1995).

Adolf *Ermann*, Mein Leben und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten (Leipzig 1929).

Inge *Friedl* (Hg.), Familienleben in alter Zeit. Fünf Kinder und mehr (Wien/Köln/Weimar 2007). 15.

Maria *Gremel*, Mit neun Jahren im Dienst. Mein Leben im Stübl und am Bauernhof 1900-1930 (Wien/Köln/Graz 1983).

Peter *Gutschner* (Hg.), „Ja, was wissen denn die Großen...“ Arbeiterkind in Stadt und Land (Wien 1998).

Christa *Hämmerle* (Hg.), Kindheit im ersten Weltkrieg (Wien/Köln/Weimar 1993).

Helmut *Hirsch* (Hg.), Über Tische und Bänke. Erzählte Kindheit 18./19. Jahrhundert (Berlin 1982).

Franz *Innerhofer*, Schöne Tage. Roman (Salzburg 1977).

Oskar *Kokoschka*, Mein Leben (München 1971).

Margarete *Krobath-Ballak*, Meine Kindheit nach der Jahrhundertwende (Wien 1994).

Michael *Mitterauer*, Peter Paul *Kloß* (Hg.), Kreuztragen. Drei Frauenleben (Wien/Köln/Weimar 1997).

Adelheid *Popp*, Jugend einer Arbeiterin (Wien 1977).

Peter *Rosegger*, Waldheimat. Band 1 (Wien 1996).

Arthur *Schnitzler*, Jugend in Wien. Eine Autobiographie (Frankfurt/Main 1981).

Andrea *Schnöller*, Hannes *Stekl* (Hg.), „Es war eine Welt der Geborgenheit...“ Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (Wien/Köln/Weimar 1999).

Therese *Schobloch*, „Hinterlegte Zeichen“. Kindheits- und Jugenderinnerungen aus den Jahren 1898 – 1914. I. Teil 1898 – 1905 (Wien 1971).

Albert *Schweitzer*, Aus meiner Kindheit und Jugendzeit (München 1991).

Hannes *Stekl* (Hg.), „Höhere Töchter“ und „Söhne aus gutem Haus“. Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik (Wien/Köln/Weimar 1999).

Marie *Toth*, Schwere Zeiten. Aus dem Leben einer Ziegelerbeiterin. (Wien/Köln/Weimar/Böhlau 1992).

Therese *Weber*, Häuslerkindheit. Autobiographische Erzählungen (Wien/Köln/Graz 1984).

Anna *Wimschneider*, Herbstmilch. Lebenserinnerungen einer Bäuerin (München 1985).

Stefan *Zweig*, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers (Frankfurt/Main 2003).

10.2. Sekundärliteratur

Philippe *Ariès*, Geschichte der Kindheit (München 1975).

Lucia *Amberg*, Wissenswerte Kindheit zur Konstruktion von Kindheit in deutschsprachigen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts (Bern 2004).

Klaus *Arnold*, Kind und Gesellschaft im Mittelalter und Renaissance. Beiträge und Texte zur Geschichte der Kindheit (Paderborn/München 1980).

Martina *Bauer*, Körperhygiene und Reinlichkeitsvorstellungen im Wandel der Zeit. Eine Betrachtung des deutschsprachigen Raumes von Beginn des 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert (Wien 1999).

Walter *Benjamin*, Berliner Kindheit um Neunzehnhundert (Frankfurt am Main 1975).

Alexander *Beinlich*, Kindheit und Kinderseele in der deutschen Dichtung um 1900 (Breslau 1937).

Birgit *Bolognese-Leuchtenmüller*, Michael *Mitterauer* (Hg.), Frauenarbeitswelten. Zur Genese gegenwärtiger Probleme (Wien 1993).
Petra Christine *Breitfuss*, Nur ans kann man et, den Wurschtl derschlag'n – die Autobiographie der Uli P. (*1902 †1982). Perspektiven der weiblichen Autobiographieforschung (Wien 2005).

Franz *Breunlich*, Kinder ohne Bett. So schlafen Großstadtkinder (Wien 1936).

Susanne *Breuss*, „Ein Gegenstand der ernsten Verantwortung“. Die Einstellung zum Kind im historischen Wandel. In: Elisabeth *Vavra* (Hg.), Familie. Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993) 129 - 143.

Susanne *Breuss*, „...Vielleicht ist es eine gewisse Unberechenbarkeit“. Jugendliche in der Familie. In: Elisabeth *Vavra* (Hg.), Familie, Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993) 174-196.

Ernst *Bruckmüller*. Sozialgeschichte Österreichs (Wien 2001).

Ernst *Bruckmüller*, Hannes *Stekl*, Zur Geschichte des Bürgertums in Österreich. In: Jürgen *Kocka* (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. (München 1988) 168.

Lloyd *de Mause*, Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit (Frankfurt/Main 1977).

Maria *Dörfler*, Mütter und Mutterbilder. In: Elisabeth Vavra (Hg.), Familie, Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993). 32-47.

Gert *Dressel*, Katharina *Novy*, Familiäre Wohnräume im historischen Wandel. In: Elisabeth Vavra (Hg.) , Familie, Ideal und Realität Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316. (Horn 1993) 229-240.

Alois *Ecker*, Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Eine Annäherung. In: Beiträge zur Historischen Sozialkunde. 1/94.

Wolfgang *Edelstein*, Familie und Kindheit im Wandel (Potsdam 1996).

Hubert Christian *Ehalt*, Gernot *Heiß*, Hannes *Stekl*, Glücklich ist, wer vergißt...? Das andere Wien um 1900 (Wien 1986).

Hubert Ch. *Ehalt* (Hg.), Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags (Wien/Köln/Weimar 1984).

Josef *Ehmer*, Die Geschichte der Familie: Wandel der Ideale – Vielfalt der Wirklichkeit. In: Elisabeth Vavra (Hg.), Familie. Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316 (Horn 1993) 5 21.

Josef *Ehmer*, Familie und Klasse. Zur Entstehung der Arbeiterfamilie in Wien. In: Michael Mitterauer, Reinhard Sieder (Hg.), Historische Familienforschung (Frankfurt/Main 1982). 300-325.

Jürgen *Ehrmann* (Hg.), Was auf den Tisch kommt, wird gegessen. Geschichten vom Essen und Trinken. (Wien/Köln/Weimar 1995) 70.

Petra *Eiszner*, Die Rolle der Bürgerlichen Ehefrau und Mutter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Wien 1992).

Peter *Feldbauer*, Kinderelend in Wien. Von der Armenpflege zur Kinderfürsorge 17.-19. Jahrhundert (Wien 1980).

Rosemarie *Fennesz*, „Kinder sollen Kinder sein“ Kinderleben in Österreich im Spiegel bildlicher Darstellungen von 1800 bis 1850 (Wien 2000).

Margarete *Flecken*, Arbeiterkinder im 19. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung ihrer Arbeitswelt (Weinheim/Basel 1981).

Inge *Friedl*, Familienleben in alter Zeit. Fünf Kinder und mehr (Wien/Köln/Weimar 2007).

Michaela *Fuchs*, „Wie sollen wir unsere Kinder erziehen?“ Bürgerliche Kindererziehung im Spiegel der populärpädagogischen Erziehungsratgeber des 19. Jahrhunderts (Wien 1997).

Andreas *Gestrich*, Geschichte der Familie im 19. und 20. Jahrhundert (München 1999).

Josef *Giesen*, Europäische Kinderbilder. Die soziale Stellung des Kindes im Wandel der Zeit (München 1966).

Franz Karl *Ginzkeys*, „Hatschi Bratschis Luftballon“ (Wien/Hannover 1943).

Melanie *Gross*, Thonet Wien: der erste Großserienproduzent von Kindermöbeln. Kindermöbel im Lichte des Wandels der Rolle des Kindes in der Gesellschaft (Wien 2001).

Cornelius *Gurlitt*, Im Bürgerhause, Plauderei über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungs-Ausstattung (Dresden 1888).

Brigitte *Hamann*, Rudolf. Kronprinz und Rebell (Wien 1989).

Sonja *Herzog*, Bürgerliche Freizeit. Eine Analyse autobiographischer Texte. (Wien 1998).

Eugenie *Hanreich*, Alltag des Kindes. In: Elisabeth Vavra (Hg.), Familie. Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316 (Horn 1993) 141 150.

Kurt *Hauck*, Das Spiel in der Erziehung des 18. Jahrhunderts (Halle 1935).

Alice *Herdan-Zuckmayer*, Das Kästchen. Die Geheimnisse einer Kindheit (Frankfurt/Main 1962).

Ulrich *Hermann*, Die Pädagogisierung des Kinder- und Jugendlebens in Deutschland seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert. In: *Martin*, August *Nitschke*, Zur Sozialgeschichte der Kindheit (Freiburg/München 1986). 661-683.

Sonja *Herzog*, Bürgerliche Freizeit. Eine Analyse autobiographischer Texte (Wien 1998).

Historisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1993).

Heinrich *Hoffmann*, Struwwelpeter (Wien 1948).

Michaela *Jeitler*, Kindheit und Jugend im Arbeitermilieu im letzten Drittel des 19. Jahrhundert und beginnenden 20. Jahrhunderts in Österreich (Wien 2003).

Kathrin *Joppien*, Das Kind und sein Spielzeug (Leipzig 1977).

Michael *John*, Wohnverhältnisse sozialer Unterschichten im Wien Kaiser Franz Josephs (Wien 1984).

Hubert *Kaut*, Alt-Wiener Spielzeugschachtel. Wiener Spielzeug aus drei Jahrhunderten (Wien 1961).

Eva *Kniha*, Wolferl und Wolf. Kinderspiel drinnen und draußen. In: Historisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1993). 38-43.

Andrea *Komlosy*, „Wo der Webwaaren-Industrie so viele fließige und geübte Hände zu Gebote stehen“. Landfrauen zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit. In: Birgit *Bolognese-Leuchtenmüller*, Michael *Mitterauer* (Hg.), Frauenarbeitswelten (Wien 1993).

Joachim *Kronsbein*, Autobiographisches Erzählen. Die narrativen Strukturen der Autobiographie (München 1984).

Georg *Kugler*, Kleine Kinder am großen Hof. In: Reingard *Witzmann*, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert (Wien 1992).

Gertrude *Langer-Ostrawsky*, Erziehung. In: Elisabeth *Vavra* (Hg.), Familie. Ideal und Realität. Niederösterreichische Landesausstellung `93. Barockschloß Riegersburg. Katalog des NÖ Landesmuseums. Neue Folge Nr. 316 (Horn 1993) 151 162.

Gotthold Ephraim *Lessing*, Die Erziehung des Menschengeschlechts. Sämtliche Schriften Bd. 13. (...1897).

Joseph August *Lux*, Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung (Wien/Leipzig 1905).

Jochen *Martin*, August *Nitschke*, Zur Sozialgeschichte der Kindheit (Freiburg/München 1986).

Sigrid *März*, „Bürgerliche Lebenswelten“ dargestellt an Hand einer Autobiographie von Dr. Friedrich Pernitza (Wien 1993).

Michael *Mitterauer*, Norbert *Ortmayr* (Hg.), Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven (Frankfurt/Main 1997).

Helmut *Möller*, Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur (Berlin 1969).

Johanna *Mondschein*, Europäische Kinderbücher vom 15. bis 19. Jahrhundert. Ausstellungskatalog der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien 1979) 75.

Dietrich *Mühlberg*, Arbeiterleben um 1900 (Berlin 1983) .

Gerda *Mraz* (Hg.), Das Josephinische Erzherzogliche A.B.C. oder Namensbüchlein (Dortmund 1980).

Eva B. *Ottillinger*, Kaiserliches Hofmobiliendepot & lt. Zappel, Philipp. (Wien/Böhlau 2006).

Maria *Papathanassiou*, Zwischen Arbeit, Spiel und Schule. Die ökonomische Funktion der Kinder ärmerer Schichten in Österreich 1880-1939 (Wien/München 1999).

Ingrid *Peikert*, Zur Geschichte der Kindheit im 18. und 19. Jahrhundert. In: Heinz *Reif* (Hg.), Die Familie in der Geschichte (Göttingen 1982).

Maria *Petz*, Wohnen in Unterschichten in Wien um 1900 (Wien 1991).

Heinrich *Pleticha* (Hg.), Die Kinderwelt der Donaumonarchie (Wien 1995).

Horst *Rabe*, Die Entdeckung der Kindheit (Konstanz 1980).

Karl von Raumer, Die Erziehung der Mädchen. Neudr. der Ausg. Stuttgart 1853 (Lage 1997).

Michaela Rebel, Arbeiterkindheit im Zeitalter der Industriellen Revolution im deutschsprachigen Raum 1830-1870 (Wien 1994).

Emmy von Rhoden, Der Trotzkopf (Stuttgart 1885).

Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (Frankfurt am Main 1993).

Lutz Roth, Susanne Renftle, Ulrich Herrmann (Hg.), Bibliografie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie (München 1980).

Roman Sandgruber, Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts (Wien 1980). 481.

Jürgen Schlumbohm, Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden 1700-1850 (München 1983).

Bruno Schonig (Hg). Arbeiterkindheit. Kindheit und Schulzeit in Arbeiterlebenserinnerungen (Bensheim 1979).

Sabine *Schwabl*, Das Kinderzimmer im Kontext familiären Wohnens (Wien 1994).

Günter/Irmgard *Scheikle* (Hg.), Metzler Literaturlexikon. Begriffe und Definitionen (Stuttgart 1990).

Reinhard *Sieder*, Sozialgeschichte der Familie (=Neue Historische Bibliothek, 276) (Frankfurt/Main 1987).

Bartel F. *Sinhuber*, Weihnachten im alten Österreich (Wien 1996).

Hannes *Stekl*, Die Entstehung der bürgerlichen Wohnkultur. In: Beiträge zur historischen Sozialkunde 9 (Wien 1979) Nr. 3. 51 56.

Hannes *Stekl* (Hg.), Bürgerliche Familien. Lebenswege im 19. und 20. Jahrhundert (Wien/Köln/Weimar 2000).

Hannes *Stekl*, „Sei es wie es wolle, es war doch so schön“. Bürgerliche Kindheit um 1900 in Autobiografien. In: Hubert Ch. *Ehalt*, Gernot *Heiß*, Hannes *Stekl*, Glücklich ist, wer vergisst...? Das andere Wien um 1900 (Wien 1986).

Hannes *Stekl*, Marija Wakounig, Windisch-Graetz. Ein Fürstenhaus im 19. und 20. Jahrhundert (Wien 1992).

Ingrid *Teufl*, Lebenswelten der bäuerlichen Familie. Das Beispiel Mostviertel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Diplomarbeit Universität Wien (Wien 1999).

Jan Hendrik *van den Berg*, *Metabletica*. Über die Wandlung des Menschen. Grundlinien einer historischen Psychologie (1960).

Vater, Mutter, Kind. Bilder und Zeugnisse aus zwei Jahrhunderten. Münchner Stadtmuseum (Hg.) (München 1987).

Ingeborg *Weber-Kellermann*, Die Familie. (Frankfurt/Main 1976).

Ingeborg *Weber-Kellermann*, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte (Frankfurt am Main 1996).

Ingeborg *Weber-Kellermann*, Die Kindheit. Kleidung und Wohnen, Arbeit und Spiel ; eine Kulturgeschichte. (Frankfurt/Main 1979).

Ingeborg *Weber-Kellermann*, Landleben im 19. Jahrhundert (München 1987).

Ingeborg *Weber-Kellermann*, Regine Falkenberg, Was wir gespielt haben. Erinnerungen an die Kindheit (Frankfurt/Main 1981).

Ingeborg *Weber-Kellermann*. Die Kinderstube (Frankfurt/Main 1991).

Ingeborg *Weber-Kellermann*. Der Kinder neue Kleider. Zweihundert Jahre deutsche Kindermoden in ihrer sozialen Zeichensetzung (Frankfurt/Main 1985)

Reingard *Witzmann*, Hermesvilla. Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert. Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien (Wien 1992).

Reingard *Witzmann*, „Bürger, Bauer, Bettelmann...“ Kinderelend und Kinderarbeit. In: Kindsein in Wien. Zur Sozialgeschichte des Kindes von der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert. Ausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien (Wien 1992). 72-80.

Lebenslauf

20. 01. 1979	geboren in Horn, Niederösterreich
1986-1990	Volksschule in Geras
1990-1993	Hauptschule in Drosendorf
1993-1998	HBLA für Tourismus, Krems
1998-1999	Au-Pair in Paris, Frankreich
1998-2000	Studium Handelswissenschaften auf der WU Wien
2001-2008	Lehramtsstudium Geschichte und Sozialkunde / Deutsche Philologie an der Universität Wien